

rt
ARKT

& Co

Michaelstr. 56/58
ndlung
leiterei
dblaswerk
llerArt

angenbrahm-Anthrazit-
Qualität zu erhalten.

razitkohlen
1 und 4
tralheizung
dem hervorragenden
sein

n G. m. b. H.
Ru. 4163, Neu
Walter-Bergor-Allee



Cute Qualität
und doch billig
im Fachgeschäft
Hermann

Müllner
Ad.-Hitler-Str. 23

Neuss
spricht
über...

echt eichene
Schlafzim.
180 cm breit, Stüt.
mit Matratzen
285.-
dasselbe in 2 Met.
stärker
325.-

echt eichenes, m.
Nußbaum, Maho-
goni und Birke
Schlafzim.
180 cm breit, Stüt.
310.-
dasselbe in 2 Met.
400.-

350.-
alle Flächen sind
voll gearbeitet
und gebe hierauf
langjähr.
Garantie

Ehensands-
Darlehen
werd. in Zahlung
genommen.

Diese Zimmer
stehen zur Ansicht
Ecke Tüdinge
Kapitelstraße
im Schaufenster

hüben
Speisestimm.
Polstermöb.
große Auswahl
Höbel
Krückels
Hermannsplatz
Ruf. 2003.

Ankauf von allem
Gold und
Silber

zu höchsten Preisen
3. p. plüden.

KdZ.-Sti-
Ansprüfung

komplett mit 25.
Gegenständen, nur
bis 6. Dez. gültig.
Sportplatz, gegenüber
Höbel.

Wegen Wegnahme
außerhalb des
verkauft.

1 Doppelbettzimmer
(Ruhbaum)

1 Bettzimmer
(auslet. Tisch)
u. 100 Stühle
möbel, alles sehr
gut erhalten. Vor-
herige Anmietung
ermittelt.

Stein, 21. Stadtbld
Kaiserstraße 56.

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 48 — Sonntag, 1. Dezember 1935



„Siehe, ich bin eine Magd des Herrn...“

Nach einem Schnitt von Josef Löffler

Advent

Advent ist selige Zeit. Gegenwart malt wunschvoll an der Zukunft, malt in so schönen, hellen Farben, daß für die dunklen, für die Schatten sogar und Umrisse kaum Platz bleibt. Das Auge schaut seines Geistes Bilder erwartungsfroh in reinstem Glanz. Frischer, weich flockender Schnee ist sein Symbol. Dessen Substanz, kristallene feine Stab- und Sterngebilde scheinen keine Schwere zu besitzen, den Sternen, woher sie kamen, verwandt, wenn diese unsern Blick lautlos unbeschwert in hohen Räumen selige Zeiten verschwinden.

Advent ist Sehnen, daß Zukünftiges sei, besser sei, vollkommener werde als Gegenwart, als Wirklichkeit. Dieses Verlangen durchzieht die ganze Natur und beginnt sein zartestes Regen und Rosten darauf schon einen Mond früher, als Winter-sonne zu neuem; allmählichem Aufstieg sich wendet. Kaum ja sind des Herbstes Früchte eingeheimst, seine Blätter den verzehrenden Schollen des dunklen Erdschoßes zu wärmen anvertraut, beginnen auch schon im Kleinsten und Feinsten, darum

unmerklich noch, die sammelnden Kräfte den Aufbau des Jahres Zelle um Zelle, Kranz um Kranz.

Und darin erst des Menschen geistheilige Brust, freudetrunkener sein Herz! Alterfahren, sammelt es häuslich um jungfräuliches Licht seine Jugend, stimmt die Legende, stimmt ein Lied auch an, ertränkt das undurchdringlich dunkle Draußen in seine heimliche, selbstsichere Seligkeit; in nichts so sicher wie im Werden neuen Lebens, im Kommen ungeahnt liebevollen Geschenkes — bald — bald unter den lichtertragenden Zweigen des alten deutschen, treugrünen Baumes: „O du selige, o du fröhliche... Zeit“.

So zart, so früh, so sicher knüpft auch das Härteste in uns, der Zweifeldnste unter uns ans ewig Zukünftige, ans zukünftig Ewige immer wieder an. Das Kind, seine Jugend hier jungfräulich einzuführen, ist Ziel ihm und Anfang seines Jahres, wie die eigene Verjüngung, die auf dem Fuße folgt. Daß ein Fest werde in trautestem Kreise!

Hier ist der Alltag unterbrochen, wo Liebe sich müht. Sie beseligt die Träume unserer Jüngsten und wird für das reifende

Tauet, Himmel

Tauet, Himmel, den Gerechten!
Volken, regnet ihn herab!
Also rief in bangen Nächten
Einst das Volk in Sünd' und Grab.
Sah mit Götzendienst umzogen
Den gestirnten Himmelsbogen,
Fühlte seine Willenskraft
Tief zerrüttet und erschläft.

Und auf seines Thrones Stufen
Im verschloss'nen Himmelssaal
Hörte Gott des Volkes Rufen
Aus dem tiefen Erdental.
Und er wollte es erretten
Aus der Sünde Todesketten,
Senkte in den Menschenstamm
Jesum als das Opferlamm.

Eine Jungfrau hat empfangen
Aus des Heiligen Geistes Kraft
Den, der wahren Heilsverlangen
Trost und ewige Hilfe schafft.
Dum mit heiligem Entzücken
Lasset nach dem Tag uns blicken,
Welcher in die dunkle Nacht
Uns das helle Licht gebracht.

St. Galler Gesangbuch 1705.

Alter der heimlich erneuernde Lohn dafür, daß es sich so tief ins Kind hineinrenkt, um es weisend, schenkend zu erfreuen, zu erheben das Kind in eigener, noch so alter Brust. Wer Vater, hält alles in eigener Hand, der Vater die Jungfrau und das Kind.

Wenn Anton Bruckner, wie viele, diesem weit und gläubig, sehnend und heilig nachgegangen ist, wendet sich seine F-moll-Messe zu As-dur, dolce, seligverschlungen sein Fühlen und Finden. Dann ist die Welt aller Töne bei dem einzigen, immerwährenden Wunder des Benedictus, qui venit angelant in nomine Domini.

J. E.

Jesaja 40, 1—11

Tröstet, tröstet mein Volk! spricht euer Gott.

Redet mit Jerusalem freundlich und predigt ihr, daß ihre Dienstbarkeit ein Ende hat, denn ihre Missetat ist vergeben.

Denn sie hat Zwiefältiges empfangen von der Hand des Herrn für alle ihre Sünden.

Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet dem Herrn den Weg, macht auf dem Gefilde eine ebene Bahn unserm Gott!

Alle Täler sollen erhöht werden und Hügel sollen erniedrigt werden, und was ungleich ist, soll eben, und was höckerisch ist, soll schlicht werden.

Denn die Herrlichkeit des Herrn soll offenbart werden und alles Fleisch miteinander wird es sehen. Denn des Herrn Mund hat es geredet.

Es spricht eine Stimme: Prediget! Und er sprach: Was soll ich predigen? Alles Fleisch ist wie Gras und alle seine Güte ist wie eine Blume auf dem Felde. Das Gras verdorrt, die Blume verwelkt; denn des Herrn Geist bläst darin. Ja, das Volk ist das Gras.

Das Gras verdorrt, die Blume verwelkt; aber das Wort unseres Gottes bleibt ewiglich.

Zion, du Predigerin, steig auf einen hohen Berg; Jerusalem, du Predigerin, hebe deine Stimme auf mit Macht, hebe auf und rechte dich nicht; sage den Städten Judas: Siehe da ist euer Gott!

Denn siehe, der Herr kommt gewaltig und sein Arm wird herrschen. Siehe sein Lohn ist bei ihm und seine Vergeltung ist vor ihm.

Er wird seine Herde weiden wie ein Hirte. Er wird die Lämmer in seine Arme sammeln und in seinem Busen tragen.

Der Fluchtwort nimmt bewußten Erinnerungen an eine abenteuerliche Flucht aus der Kriegsgefangenschaft

Unter den vielen Unternehmern in Nordwest-Böhmen, die der Wirtschaftskrise nicht standhalten konnten und Konkurs eröffnen mußten, befindet sich auch der ehemalige österreichische Kampflieger Julius Krigi, ein Mann, der während des Krieges eine ganze Reihe tollkühner Fluchtversuche vollbrachte. Unter anderem hat er eine Flucht aus der Kriegsgefangenschaft unternommen, die in ihrer Verwegenheit wohl kaum überboten worden sein kann.

Zu Anfang des Weltkrieges, als der Abschuß eines feindlichen Flugzeuges von der Erde aus noch zu den Selbsten gehörte, hatten die Montenegroer das Glück, ein österreichisches Flugzeug, das sich bei einem Aufklärungsflug in allzu geringer Höhe wagte, mit Geschützfeuer so gut zu treffen, daß es nottun mußte. Der Pilot und sein Beobachter wurden gefangen genommen und im Triumph nach Cetinje, der Hauptstadt des kleinen Balkanlandes, gebracht. Dort referierte man ihnen eine Zelle in einem Gefängnis und gab ihnen reichlich Gelegenheit, über ihr Schicksal und über etwaige Fluchtmöglichkeiten nachzudenken. Das taten die beiden Flieger denn auch nach Kräften.

Der Pilot war Julius Krigi, ein blutjunger Offizier, der noch kurz vor Ausbruch des Krieges in der Divise eines Piloten gesteckt hatte, sich als schneidiger Flieger in Russland aber so hervorragend auszeichnete, daß er rasch avanciert war. Nach seiner Verletzung auf den Balkan hatte er eine große Anzahl von Aufklärungsflügen über Montenegro ausgeführt. Er kannte also das Land ganz genau und diese Ortskenntnis sollte ihm jetzt in seiner Gefangenschaft zustatten kommen.

Mehrere Tage vergingen, die von den beiden Gefangenen, nachdem der Fluchtplan in großen Zügen feststand, zum eifrigen Studium der Gefangenen und Dienstleistungen ihrer Wärter ausgenutzt wurden. Endlich bot sich die heißersehnte Gelegenheit. Als der ahnungslose Wärter eintrat, erkannte er zu seinem Entsetzen zu spät, daß die beiden Flieger einen Anschlag auf ihn vorbereitet hatten. Ehe er sich zur Wehr setzen konnte, war er überwältigt, gefesselt und geknebelt. Kein Mensch im Hause hatte von dem Vorfall etwas bemerkt. Krigi entledigte sich munter seiner Uniform und zog die des Wärters an. Sie paßte wie angegossen und so war die erste Vorbedingung für die tolle Abenteuerecke, die jetzt anheben sollte, geschaffen. Umgeben von der Luft des Gefängnisses, auf der Straße suchte er nach einem für die Flucht geeigneten Fahrzeug. Vor einem großen Regierungsgebäude stand ein herrlicher prächtiger Wagen, der Parawagen des Königs von Montenegro. Krigi erkannte blitzschnell die große Chance, die sich ihm bot. Als sei alles selbstverständlich, nahm er in dem Wagen Platz und fuhr mit ihm vor dem Gefängnis vor, denn er hatte natürlich nicht die Absicht, seinen Kameraden zurückzulassen. Unterwegs überlegte er krampfhaft, wie sein Begleiter, für den ja keine zweite Wärteruniform zur Verfügung stand, kostümieren werden sollte. Die Lösung, die er fand, war genial. Ein einziges weißes Taschentuch um die Augen des österreichischen Offiziers gebunden, gab diesem das Aussehen eines Parlamentärs. An der Hand führte ihn Krigi aus dem Gefängnis in den Prunkwagen und los ging die Fahrt. Sie führte mitten durch die Stadt, vorbei an hohen Militärs, Beamten und Truppen. Alles salutierte stumm vor dem Parawagen des Königs. Es konnte ja niemand ahnen, daß der Wagen geknollen und daß der vermeintliche Parlamentär ein ausgebrochener Kriegsgefangener war. Ein Gefängniswärter als Begleiter des österreichischen Offiziers konnte ebenfalls keinen Verdacht erwecken. Und so wurde der Prunkwagen nicht ein einziges Mal angehalten.

Trotzdem verlief die Flucht nicht ohne Aufregung. Jeden Augenblick konnte der überwältigte Gefangenenwärter aufgedeckt werden. Dann aber mußte der auffallende Wagen das Verhängnis herbeiführen, denn dann hätten sämtliche Grenzposten innerhalb weniger Minuten Warnungsmeldungen erhalten. Die Spannung wuchs von Stunde zu Stunde. Endlich aber, beim Passieren der ersten österreichischen Posten, war alle Gefahr überstanden.

Alle Welt hat damals über die beiden Flieger und die Komödie ihrer Flucht weidlich gelacht. Krigi aber ruhte sich auf seinem Lorbeer nicht aus. Er ging an die italienische Front und begründete dort seinen Ruhm als Kampflieger. Da es ihm gelang, insgesamt 18 gegnerische Flugzeuge abzuschießen, gab man ihm den Ehrennamen „österreichischer Richtigthaler“.

Als das bittere Kriegsende kam, ging Krigi nach Amerika.

führte dort Schauspiele aus und bemühte sich, die Geldmittel für den ersten Flug über den Atlantik zusammenzubringen. Er mußte aber eine Enttäuschung erleben, kehrte nach Europa zurück und wurde Chefpilot einer schiedlichen Flugzeugfirma. Während dieser Tätigkeit erlitt er ein Sicherheits-

Der Mann mit dem Fingerring

Kleine Kriminalhumoreske von Hannes Hutenschn.

Als Kastrup die Tür zum Juwelenladen Söderberg und Sohn öffnete, kam ihm der Verkäufer einen halben Schritt entgegen und mußte blitzschnell die elegant gekleidete Gestalt des Eingetretenen.

„Womit darf ich dienen, mein Herr?“ Kastrup räusperte sich und sagte dann: „Ich interessiere mich für den Brillantenring mit dem schönen blauen Sapphir in der Mitte, den Sie im Schaufenster haben. Darf ich ihn mal sehen?“

„Aber gern!“ erwiderte der Verkäufer, und zwei Minuten später ließ Kastrup den fabelhaften Ring durch seine Finger gleiten. „Tatsächlich, ein Prachtstück!“ murmelte er, „die Sache ist nämlich die: Ich möchte ihn meiner Braut schenken, sie soll ihn aber vorher einmal sehen, damit sie sich vielleicht für etwas anderes entscheiden kann. Können Sie ihn mir bis morgen abend referieren? Ich lasse Ihnen meine Visitenkarte hier!“

Damit warf er eine kleine schmale Karte aus Elfenbeinfarbe auf den Ladentisch.

Der geschulte Verkäufer brauchte knapp eine Sekunde, um die Worte „Steffen Lillhammer, Direktor, Göteborg“ in sich aufzunehmen.

„Es ist mir ein Vergnügen, Herr Direktor!“ sagte er mit tiefer Verbeugung. „Ich werde dann also...“

„Nein!“ sagte der „Direktor“ plötzlich, „ich mache das anders. Es kann sein, daß ich keine Zeit habe, weil ich viel beschäftigt bin, und meine Braut dann allein kommt, um den Ring zu betrachten. Geben Sie mir bitte Ihre Geschäfts Karte und notieren Sie mir auf der Rückseite die im Schaufenster angegebene Katalognummer des Schmuckstücks. Die Dame, die Ihnen diese Karte vorlegt, ist meine Braut, und der Ring kann dann nicht fälschlich an eine andere Person verkauft werden.“

In diesem Augenblick sagte ein gutaussehender junger Herr, der bisher schweigend am Ladentisch gestanden hatte: „Oh, das ist aber schade! Ich hätte gegebenenfalls gerne — ich bin nämlich verwandt mit dem Generalkonsul Lassen, einem Ihrer besten Kunden...“

„Ich bedaure außerordentlich“, meinte der Verkäufer höflich, „aber wenn die Braut dieses Herrn sich bis morgen abend nicht entschlossen haben sollte, wird der Ring anscheinend wieder frei.“ „Solange kann ich aber nicht warten“, entgegnete der junge Herr, „haben Sie nicht noch einen gleichen Ring auf Lager?“ „Leider nicht im Laden“, sagte der Verkäufer, „aber vielleicht kann Ihnen mein Chef selber behilflich sein? Er ist allerdings nicht anwesend, kommt aber in zwei Stunden wieder.“

„Gut!“ sagte der Herr, „ich werde mir die Sache inzwischen überlegen.“ Er verließ das Geschäft mit ziemlich ärgerlicher Miene, und Kastrup, der die Geschäfts Karte mit der Katalognummer 388 nachlässig in seinen offenen Handkuh geschoben hatte, folgte ihm mit leichtem Lächeln auf dem Fuße —

Fünf Minuten später trafen sich die beiden Männer in einem Automatenrestaurant, wo niemand auf ihre Gespräche achtete. „Na, für's erste hätte die Sache ja geklappt!“ meinte der „Verwandte“ des Generalkonsuls, „das ist eben der Vorteil, wenn man mit einem Edelsteinhändler im gleichen Hause wohnt. Von ihm weiß ich, daß der Söderberg drei dieser fabelhaften Ringe geliefert bekommen hat, und zwar gestern abend erst, so daß sie noch nicht verkauft sein können. Sehr wahrscheinlich hat er sie, wie immer, in seinem Privat-Safe. Was machen wir jetzt?“

„Lassen Sie auf!“ sagte Kastrup, sein Bundesgenosse, ging mit ihm in die Telefonzelle, hob den Hörer ab und sagte: „Spreche ich mit Herrn Söderberg senior persönlich? Danke! Hier ist Lassen — Generalkonsul Lassen! Verzeihen Sie, wenn ich Sie unmittelbar nach Ihrem „Protokoll“ im Hotel anrufe, Herr Söderberg. Werden Sie mir einen Gefallen erweisen?“

„Wenn es in meiner Macht liegt!“ antwortete der Juwelier vorförmlich.

„Die Sache ist nämlich die“, fuhr Kastrup fort, „meine Tochter hat heute Geburtstag, und da ist mein Neffe in die Stadt gekommen, um einen Ring bei Ihnen zu kaufen. Es handelt sich um den schönen blauen Sapphir mit den Brillantenplättchen rings-

herum. Das unter seinem Namen fast in der ganzen Welt patentiert wurde. Das Patent verkaufte er für eine namhafte Summe und ging unter die Unternehmer. Sein Traum war, ein großes florierendes Strandbad in Marienbad, und diesem Traum opferte er riesige Summen. Doch er hatte sich verrechnet, verfaßte, wie der Geschäftsmann sagt. Bald mußte der berühmte Kriegslieger zum verweifelten Kampf gegen den Pleitegeier antreten. In diesem Kampf blieb er unterlegen, wenigstens im ersten Gang. Doch Krigi ist, wie wir gesehen haben, nicht der Mann, der im Unlück die Hände in den Schoß legt. Sicherlich wird er aus seiner gegenwärtigen Finanznot einen Fluchtweg finden, wie seinerzeit aus der Kriegsgefangenschaft in Montenegro.

herum. Leider wurde das Stück eine halbe Minute vorher von einem anderen Käufer bis morgen abend reserviert. Solange können wir aber nicht warten.“

„Das verstehe ich, Herr Generalkonsul!“ antwortete der alte Söderberg, „aber deswegen keine Aufregung! Ich habe nämlich noch zwei Exemplare davon vorrätig. Wie wollen wir das handhaben — kommen Sie persönlich vorbei?“

„Leider nicht!“ erwiderte Kastrup schnell, „wir werden erst heute abend frei. Würden Sie mir das Stück im Laufe der Stunde ins Haus schicken? Referieren Sie das Päckchen bitte an meine Tochter! Gefällt der Ring, verrechnen wir wie gewöhnlich — einverstanden?“

„Gern, Herr Generalkonsul!“ erlangte die tiefe Stimme des Juweliers, „es war mir ein Vergnügen!“

„Nun, das Ding halt Du sauber gedreht!“ brach der „Verwandte“ des Generalkonsuls lärmlich begeistert aus, „wie kommt es, daß Du die Stimme des Lassen so fabelhaft nachahmen kannst?“

„Ein früherer Schauspieler muß alles können!“ antwortete Kastrup, „und außerdem kenne ich die jahrelangen Gewohnheiten des Lassen durch meinen Bruder, der bei ihm tätig war. Ich will nicht unbedeutend sein, aber ich halte meinen Gedanken einfach für großartig!“

„It er auch?“ stimmte sein Helfershelfer zu. — Kastrup lehnte sich behaglich gegen die Wand der Telefonzelle, als er eine Weile später in den Hörer sprach. „Hier ist Söderberg — Juwelenhandlung Söderberg und Sohn!“ sagte er. „Schade, daß der Herr Generalkonsul nicht zu Hause ist. Ich spreche wohl mit dem Hausmeister? Danke! Sehen Sie, wir haben Ihnen aus Versehen ein Schmuckstück ins Haus geschickt, das nicht für Sie bestimmt war. Ist es schon angekommen?“

„Dawohl“, antwortete der Hausmeister, „vor fünf Minuten ist hier ein Päckchen für Fräulein Lassen abgegeben worden.“ „Gut, sagte Kastrup, „ich schide Ihnen einen meiner Vorgesetzten. Er soll das Päckchen wieder abholen. Es war für eine Dame mit einem ähnlich lautenden Namen bestimmt. Aber hören Sie mal: geben Sie bitte sofort acht! Der Angestellte, den ich Ihnen schide, zeigt als Ausweis meine Geschäfts Karte und auf der Rückseite die Nummer 388 des Schmuckstücks. Geben Sie das Päckchen auf keinen Fall ohne meinen Ausweis aus der Hand, verstehen Sie?“

„Vollkommen!“ sagte der Hausmeister, „Sie dürfen absolut beruhigt sein!“

Zwanzig Minuten später fuhr Kastrup mit einem Taxi vor und klingelte an der Haustür des Generalkonsuls. „Guten Tag!“ sagte er und überreichte dem Hausmeister die Geschäfts Karte des Hauses Söderberg und Sohn, „ich soll hier etwas abholen!“

Der Hausmeister drehte die Karte um und las die Nummer. „Ist gut!“ sagte er. „Hier haben Sie das Päckchen.“ „Besten Dank!“ rief Kastrup hervor und ließ das verpackte Päckchen mit zitternden Händen in seine Rocktasche gleiten.

„Keine Ursache!“ sagte der Hausmeister und machte die Tür zu. Kastrup stieg langsam die Treppe hinab. Nur keine Aufregung zeigen, dachte er. Immer nur die Ruhe bewahren! Na, ein Glück, daß die Dummköpfe nichts gemerkt haben. Mit dieser „beglückenden“ Erkenntnis wollte er gerade aus der Haustür segeln, als sich ihm eine Hand wuchtig auf die Schulter legte. „Sagen Sie mal: was wollen Sie eigentlich mit einer Tachtel Glas?“ fragte ihn eine tiefe Stimme.

Kastrup fuhr entsetzt herum und sah den Mann aus dem Dunkel saßungslos an. „Inspektor Dörner!“ rief er. „Was ist das?“ „Dawohl — freut mich, Ihr gutes Gedächtnis wieder einmal prüfen zu können“, lächelte Dörner ironisch. „Wir sind ja alte Bekannte, nicht wahr?“

„Ich verstehe das nicht!“ entrag es sich Kastrup, „ich muß irgendwo einen Fehler gemacht haben!“ „Und was für einen!“ rief der Inspektor, „das richtige Päckchen habe ich übrigens in meiner Tasche, alter Freund. Und nun kommen Sie mal mit!“

„Ja — aber wo lag denn um Himmels willen mein Fehler?“ rief Kastrup verzweifelt.

„Das will ich Ihnen, da wir gute alte Bekannte sind, verraten“, sagte der Inspektor und klapperte bedeutungsvoll mit einer Handtasche, „als nämlich der Vize des Päckchens von Söderberg abfertigte, glaubte er, seinem Hause ein besonderes Verdienst zu erweisen, indem er den Hausmeister bat, dem Fräulein Tochter auch im Namen der Juwelierfirma die herzlichsten Glückwünsche zum heutigen Geburtstag zu übermitteln. Und nun sagen Sie bitte selbst: welcher normale Mensch hat in ein und derselben Woche zwei mal Geburtstag?“

Wenn die Mutter nicht da ist

Ein Beitrag aus dem Arbeitsleben einer Mutter

* Die bekannte amerikanische Zeitung „The Tablet“, die in Brooklyn erscheint, veröffentlicht die Einfindung eines ihrer Leser, die einen interessanten Beitrag aus dem Arbeitsleben einer Mutter darstellt, und zwar sehr viel eindringlicher und vielsagender als manche theoretische Abhandlung. Abfender ist ein Schriftsteller, Vater mehrerer kleiner Kinder, der es übernommen hatte, die Mutter einen Tag lang während einer dringenden Abwesenheit zu vertreten. Nach ihrer Rückkehr überreichte er ihr folgende Liste: Die Türen geöffnet für die Kinder: 106mal; Türen geschlossen 106mal; Schuhkasten geknüpft 16mal; das „Baby“, das gerade laufen lernt, vom Boden aufgehoben 21mal; zu dem zweijährigen Georg „Lak das“ gesagt 94mal; Rank geschickt 16mal; Butterbrote ausgeteilt 11mal; den Kleinen beim Essen nachgeholfen 28mal; ihnen zu trinken gegeben 15mal; Telefonanrufe beantwortet 7mal; Rasen gewischt 19mal; Fragen beantwortet 145mal; mit Fragen gefüllt 175mal; die Geduld verloren 47mal; den Kindern nachgelaufen annähernd 4 1/2 Meile.

Tragische Botschaften aus dem Meer

Zur Geschichte der Flaschenpost — Im Dienste der Wissenschaft

In der letzten Zeit brachte die Weltpresse wieder Berichte über Auffindung von Flaschenposten. Immerhin ist in unseren Tagen das Auswerfen einer Benachrichtigung in der Flasche zu den Selbsten geworden, da fast jedes Schiff Radiogeräte an Bord führt und im Augenblick der Gefahr das SOS ausstößt, um Hilfe herbeizuholen. Nur wenn die Elemente diese feinnervigen Instrumente unbrauchbar gemacht haben, bleibt die Flaschenpost als letztes Hilfsmittel übrig.

Die Geschichte der Seefahrt vergangener Zeiten aber dankt dieser Art der Nachrichtenübermittlung so manches Aufklärungswort über Ereignisse auf hoher See, die sonst nie an das Tageslicht gekommen wären.

Im Jahre 1893 fanden Fischer an der Hebrideninsel Uist eine Flaschenpost, die drei Jahre vorher in unmittelbarer Nähe der Bermudainseln dem Element übergeben war. Hier handelte es sich um den verhältnismäßig seltenen Fall, daß die Flaschen, von denen die Flaschenpost Kenntnis gab, bereits lange bekannt waren. Nur der zufälligen Begegnung mit einem englischen Kreuzer war es zu danken, daß die schreckliche Nachricht sich nicht ganz erfüllt hatte. Auf der „Buckingham“, einem englischen Schiffe, das als Bejagung zum größten Teile chilenische Kulis mit sich führte, war eine schwere Meuterei ausgebrochen. Als sich der Kapitän und der erste Steuermann den meuternden Horden entgegenstellten, wurden sie erschlagen. Die entsefelte Nordgier der Kulis machte dann alle auf dem Schiffe befindlichen Weihen nieder, bis auf den zweiten Steuermann und den Schiffsjungen. Das hatte seinen Grund, denn der zweite Steuermann sollte das Schiff in einen Hafen führen, der unter portugiesischer Oberhoheit stand.

Der Schiffsjunge wartete einen unbeobachteten Augenblick ab, um eine Flaschenpost ins Meer zu werfen mit der Nachricht: „Die Kulis erorden uns alle. Schiff Buckingham.“ Wenige Tage danach begegnete das Schiff einem englischen Kreuzer. Es gelang dem zweiten Steuermann, ein Kollisions zu legen, das die Aufmerksamkeit des Kommandanten erregte. Die englischen Matrosen kamen auf das Schiff, legten die Meuterei in Eisen und brachten die „Buckingham“ in den Hafen. Die Meuterei wurde dann aufgehängt.

Die längste Schwimmdauer einer Flaschenpost betrug 62 Jahre. 1837 strandete an der Küste von Neufundland ein amerikanischer Schoner. Der Kapitän übergab den Wellen eine Flaschenpost, die erst 1899 an der Küste von Island aufgefunden wurde. Die schnellste war eine Nachricht, die großartig von Passagieren des Dampfers „Hamburg“ an der Insel Avalon (Neufundland) über Bord geworfen wurde und schon nach 92 Tagen an der Elbmündung auftauchte.

Auch im Dienste der Wissenschaft steht die Flaschenpost. So will man durch Feststellung des Weges Meeresströmungen erforschen. Kapitane erhalten bestimmte Karten, die mit genauer Bezeichnung der Position in einer Flasche ins Meer geworfen werden. Jeder Schiffsführer ist verpflichtet, derartige Flaschen aufzufischen und mit einem genauen Fundortmerkmal an das „Nautical Magazine“ in London oder an die „Annalen der Hydrographie“ in Berlin einzusenden.

So hat die Flaschenpost, als Nachrichtenübermittler durch die Radiotelegraphie längst verdrängt, wenigstens für die Wissenschaft noch einen Zweck zu erfüllen.

Streifzug durchs Land

Was Kreuze und Steine uns erzählen

Beredte Vermittler der Vergangenheit an Wegen und auf Friedhöfen

I.
Sie geben unserer Heimat ein besonderes Siegel; und es läßt sich manches von diesen alten, ummoosten oder weniger tiefen Stein, was einen mehr recht dann, wenn in alten Wäldern weiterleitende Verbindungen aufzuweisen sind, oder wenn mühselige Ueberlieferung — sie muß aber sicher sein! — das Jhrige dazu tun kann.

Es ist wohl kein Ort in unserer Heimat, der nicht seine Wegkreuze hat; eines oder mehrere haben heute noch ihre Bedeutung, am Weg hergebrachter Prozessionen, der „Römerfahrten“, Wittgänge, und an einem hohen Festtag im Jahr: am Fronleichnamstag wird dort „Station“ gehalten. Jrgend ein Gelübde, eine Dankesbezeugung, eine Erinnerung oder eine Sühne, eine fromme Meinung, waren Anlaß dazu, daß Väter und Vorfäter Geld oder Steine oder ihrer Hände Arbeit gaben, ein solches Mal an bevorzugten Stellen im Dorfe, am Herrenhof, an den Dorfsausgängen oder an den Wegen zu errichten, wo nun im Hochsommer die reisende Frucht zu errichten, wo das Kreuz umhüllt, das seine Arme über Feld und Flur schützend und segnend breitet. Bis auf den heutigen Tag ist es als heilige Pflicht angesehen, jene Denkmäler in Ehren und in Stand zu halten. Wenn Frevlerhand einmal eines zerstörte, es dauerte nicht lange und die Tat wurde nicht nur mit der Wiebergutmachung des Schadens gesühnt.

Allzu mannigfaltig sind die Formen solcher Denkmäler nicht. Hier und da sind es einfache, oft verwitterte Holzkreuze ohne jeden Schmuck, mit einem ganz schlichten Corpus, der auch fehlt. Ein solches Kreuz sehen wir z. B. bei Wehl am Ausgang nach Neutkirchen hin. Der großen Kreuze mit dem Unterbau, der gewöhnlich eine Inschrift, hier und da auch Bildwerk, aufweist und unter dem eigentlichen Kreuz eine meist muschelüberwölbte Nische zeigt, sind viele bekannt. Diese Nischen, deren Boden vielfach halbkreisförmig vorgezogen ist, verleiten zu der wohl nicht fehlenden Annahme, daß sie gerade für die Aufnahme des Sanctissimums bei den sakramentalen Prozessionen, die früher bei verschiedenen Gelegenheiten, öfter als heute, stattfanden, geschaffen wurden. Daß darin auch Heiligenfiguren gestanden haben können, kann nicht abgelehnt werden. Wenn in solchen Fällen auch wohl ein Gitter davor angebracht war. Derartige Beispiele sehen heute noch. Dies ist u. a. in Hemmerden bei dem renovierten Kreuz an der Hauptstraße der Hall, wo allerdings ein Gitter fehlt.

Anderswo hat man Kreuze hingeseht, wie wir sie auch auf den Friedhöfen sehen, die alten einfachen und niedrigen Steine, oder solche mit mehr oder weniger großem Formreichtum. Oft sind sie auch von den Friedhöfen an die Wege verpflanzt worden. Ein solcher Fall ist noch vom vorigen Jahr von Gustorf zu verzeichnen, wo am Weg der „Römerfahrt“, in der Nähe von Reisdorf, an die Stelle eines alten Holzkreuzes ein Friedhofstein mit neuer Inschrift gesetzt wurde.

Bei Widdeshoven kam ein kleines altes Kreuz im vorigen Jahr an der Wöschung des Weges nach Evinghoven zum Vorschein, als der Spaten half, den Weg zu verschönern. Am Weg zwischen Kapellen und Hemmerden, der in der Nähe der Kapellenkirche auf die Bahn hin abbiegt, mitten im Feld, steht ein solches Kreuz von stattlichen Formen und noch gut erhalten. Und so sagt die Inschrift mit großer Antiquarbuchstaben (der Lesbarkeit halber wie folgt wiedergegeben):

Anno 1746 den 29. Decembris ist der wohlachtbarer Mann Libert Camis zeitlichens gewesener Landmann in Capellen, der viel ehr und tugendstamen Frauen Gertrudis Kirchhamps ins 41. Jahr gewesener tren liebster Ehemann gott seelig im Herren entschlaffen. G T D S Amen.

Gott tröst dein Seel Amen! sagt zum Schluß der schöne Stein, den die ehr- und tugendstame Frau Gertrudis ihrem „treulichsten Ehemann“ zum dauernden Gedenten hat setzen lassen. Sie hat sich anscheinend auch in Gestalt auf dem Grabstein vereinigten lassen; im oberen Teil des senkrechten Kreuzbalkens, der nochmals zweigeteilt ist, meint man links eine Frauengestalt und rechts eine solche mit einem Kinde zu sehen. Vielleicht soll es Mutter, Tochter und Entselbst sein. Wer weiß! Gertrud Kirchhamps überlebte ihren Gatten noch um 30 Jahre, wenn eine Eintragung im Buch der Johannesbruderschaft von Gilsberath richtig gedeutet wird. Danach lebte sie in biblischem Alter, erst am 1. Juli 1776 das Zeitliche. Sie stammte aus Gelsen, wo die Familie ursprünglich „auf dem Kirchhamp“ hieß und auf Dorsterhof saß.¹⁾

Und nicht nur Kreuze, auch Heiligenhäuschen, „Bildstöckchen“ und sog. Fußfälle zeugen vielerorts vom frommen Sinn der Bewohner. Auch zu unserer Zeit sind manche noch entstanden in Anknüpfung an den Brauch der Vorfahren und in gleichem Sinn, zumal auch in Notzeiten. „Errichtet in schwerer Nothzeit vom Dorfe Ramrath 1932“ steht auf dem dortigen Kreuz geschrieben. Neuere schöne Kapellen finden wir in Deelen, in Buxheim, in Frizheim, oder auch am Ortsausgang von Efen-Fürth.

Markante Punkte sind es öfter in der Gegend, wo mächtige Bäume ihr Geäst über Kreuz oder Kapelle breiten, Punkte, die für andere Zwecke wichtig, auch in den Karten verzeichnet stehen.

Eine solche Stelle nimmt das Mächthausener Kreuz ein, allerdings nicht von mächtigen Laubbäumen, sondern von einigen Tannen besäumt. Auf einem Hügel errichtet, beherrscht es die ganze Gegend zwischen Wevelinghoven-Varenstein-Höningen-Widdeshoven. Es stammt erst aus dem vorigen Jahrhundert, wie die Inschrift nachweist: „Reinerus Heusgen Augusta Kruchen coniuges et proprietarii villae Muchhausen exereunt mo anno Domini 1851.“ (Reiner Heusgen und Augusta Kruchen, Eheleute und Besitzer des Hofes Muchhausen errichteten mich im Jahr des Herrn 1851). Und darunter auf dem altarähnlichen Unterbau noch, ebenfalls in Latein: Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn! Denn seine Barmherzigkeit währet von Geschlecht zu Geschlecht bei denen, die ihn fürchten.

Hier und da mag sich um ein Wegkreuz eine Geschichte von einem Mord ranken, der einmal zu nächtlicher Stund an einem einsamen Wandersmann geschah. Dort mag ein Kreuz die Stelle bezeichnen, wo ein Landmann auf dem Felde vom Mord erschlagen, oder von seiner Karre überfahren wurde. Hier und da kennt man ein Hagelkreuz, z. B. auch in Gredenbroich, wo aber kein Kreuz, sondern ein Heiligenhäuschen mit einer Pieta an der Landstraße inmitten schöner Anlagen steht. Ein Ort ist es eigens gesagt: das Kreuz steht da ad maiorem Dei gloriam, zur größeren Ehre Gottes. So lesen wir in Uedinghoven bei Deelen an dem Kreuz unter dem breitflügeligen Baum in unbeholfener Schrift:

Dieses Kreuz Hat Die Oeckehover Gemeinde zu EREREN Gottes Hir Aufgerichtet, Den 17. JULIUS 1777.

Vor 50 Jahren noch tat ein anderer Ort das Gleiche und dieses stattliche Denkmal, mit einem Gitter umgeben, trägt die Worte: „Gelobt sei Jesus Christus! Du bist Christi Kreuz und Christi Tod ersöh! uns Gott von aller Noth! Zur Ehre Gottes errichtet im Jahre des Heiles 1885 am hl. Charfreitag von den Bewohnern von Villau.“

Am Jägerhof bei Hülchrath steht ein Kreuz, mitten in der Straßeneinengung; 200 Jahre ist es alt; auf einzelner Witten hin wurde es errichtet. Auf welcher Witten hin, steht leider nicht da zu lesen:

OPPIDVM IN HVLCRRATH
PER SINGVLV PETITA EXSTRVIT.

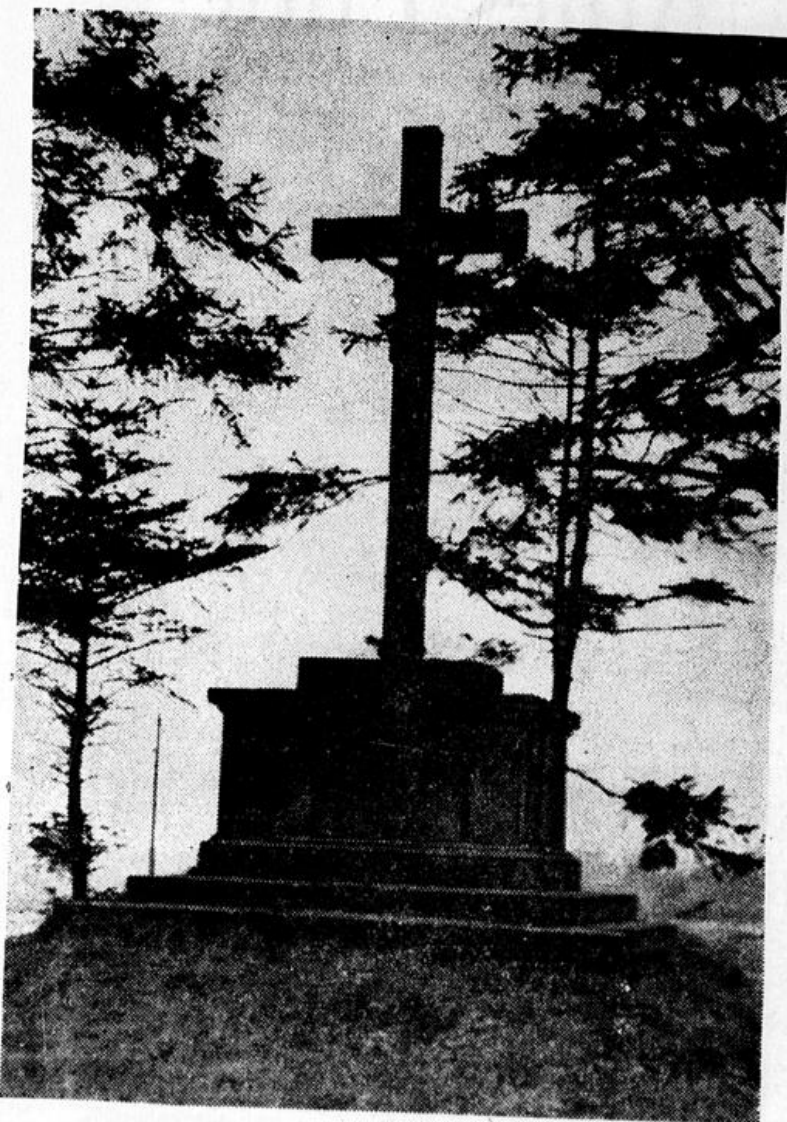
ein Chronogramm, dessen Zahlenbuchstaben 1735 ergeben. Der Fiedlen ist also der Erbauer. Vielleicht sollte das Kreuz Hülchrath vor neuen Feinden beschirmen? Denn es war eine unruhige Zeit und noch rund fünfzig Jahre vorher hatten Kanonen im Spanischen Erbfolgekrieg (1701—1713) gegen das Schloß gedonnert, ohne es aber zur Uebergabe zwingen zu können, und Franzosen und Brandenburger hatten Land und Leute ausgeplündert, die Franzosen eigentlich als „Freund“, denn der Kölner Kurfürst Joseph Clemens war auf ihre Seite getreten, was ihm nachher allerdings sehr leid getan zu haben scheint; denn als er zwei Jahre nach Friedensschluß zurückkehrte, heimlichen Boden betrat und das erste heimliche Wort sah, daß ihm eine Väterin anbot, da „fielen er auf seine Knie, küßte die Erde, bat alle umstehenden Cavaliers und Unterthanen um Verzeihung.“ So berichtet Bilar Rosellen in einem Buch der Hülchrather Sebastianusschützenbruderschaft.²⁾

Nicht nur Gemeinden, sondern auch einzelne Familien setzten ihre Ehre darin, Kreuze zu errichten, wie sie besonders zahlreich sind.

In Ramrath in der Nähe des Hofes steht ein solches. Das Mal trägt die Inschrift:

Non hanc effigiem, sed quem designat, adora!
Exereunt Petrus Kautz et Leonora Krosch de villa Ramrath.

Zu Deutsch: Nicht dieses Bild, sondern den, den es darstellt, verehere. Das Kreuz haben errichtet Peter



Das Kreuz bei Muchhausen

Kautz und Leonora Krosch vom Hofe Ramrath. Der zweite Satz ergibt in römischen Ziffern das Jahr 1781. Der Kreuzstein ist eine selten und unbeholfene Darstellung mit laßenden Zügen.

Von diesem Kreuz aus sieht man drüben auf dem Hügel die uralte ehemalige Lambertuskapelle, ein kleines trübseliges Kirchlein, wahrscheinlich aus dem 12. Jahrhundert. Der romanische Bau gehörte einst zum Ramrath's Hof, dessen Herren ihn vor Zeiten auf ihrem Grund wohl haben errichten lassen. Verschiedene bauliche Erscheinungen an der Kapelle, die seit etwa 80 Jahren nicht mehr benutzt wird, lassen es nicht unmöglich erscheinen, daß die Kapelle trotz der kleinen Dimensionen eine mehrschiffige Anlage aus romanischer Zeit war (Clemen). Bei Gelegenheit wäre über das interessante Landdenkmal einiges mehr zu sagen.

Bei Noithausen, an der sogenannten Todeskurve, an dem berühmten Bogen, wo der Feldweg nach Weddubnd und der Weg zum Noithausener Friedhof emporsteigt, steht das bekannte „Noith's Kreuz“. Einige Stufen führen zu ihm von der Straße herauf, denn es steht oben am „Kleff“, wie die Leute heute noch sagen, oben am Abhang des Feldes, das an der Stelle in einer Böschung zur Straße hin endet. Geordneter Pflanzenschemud wie überhaupt die ganze Anlage zeugen davon, daß eine sorgende Hand hier waltete.

Das Kreuz, ein Bau ähnlich vielen anderen, zeigt als Chronogramm die Friedensbotschaft von Bethlehem; darunter: „Theodor und Anna Maria vroschs Eheleute“. 1792 errichtet, bedeutet das Chronogramm. Was es für ein Jahr war, ist rathlos gesagt: Die Geister der französischen Revolution waren entfesselt und drohten unheilvoll über Europa. Die Schreden eines neuen Krieges zogen herauf; am Rhein zogen die Preußen und Oesterreicher ihre Truppen zusammen, im Herbst 1792 wurde die französische Grenze überschritten und der blutige Tanz mit den Revolutionskollaten ging los. Das Kriegsglück schwankte hin und her, bis daß es sich endgültig wendete: während des zweiten Revolutionskrieges, im Herbst 1794 zogen die Franzosen in Köln ein. Mit ihnen kam der „Segen“ von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, und jene bittere Zeit brach an, der erst zwanzig Jahre später ein Ende bereitet werden sollte.

Das Kreuz stand noch am „Kleff“, und kündete die frohe Botschaft, während schon etliche Jahre vorher in manchem Kloster und in manchem Gotteshaus das „Gloria in excelsis Deo!“ hatte verstummen müssen, weil sie ihren heiligen Zwecken entrisen wurden — das nannte man säkularisieren — und verkleinert oder niedrigeren wurden.

Das „Noith's Kreuz“ hat für den Ort seine Bedeutung: zum Fronleichnamsfest wird es prächtig geschmückt und von hier aus segnet der Parrer mit der Monstranz Heimatort und Heimatflur zu Füßen des Kreuzes. Wenn jemand im Orte auf den Tod erkrankt ist, dann tun sich die Nachbarn zusammen und pilgern — an neun Tagen hintereinander — vom Hause des Kranken aus betend zum Kreuz, wo sie an den Stufen des Kreuzes heute auch noch in manchen anderen Orten unseres Landkreises

„Eine weitere Arbeit folgt.“

1) Bremer „Niedberg“.
2) Giersberg.

Aufnahmen: J. Sange.



In Varenstein

Das Buch

Mines Ende

Von Hugo Kamm

Im Liebes ist Kirmes. Aber Ernst Garthof ist nicht dabei. Er sitzt auf der alten Truhe in Mines Kammer und liest in einem Buch.

Mine liegt im Bett. Sie ist krank und hat ein ganz fremdes Aussehen. Eigentlich ist sie nur ein feines Knochengerüst, über das eine dünne, durchscheinende Haut gespannt ist. Wenn Ernst Garthof sie längere Zeit anblickt, ist ihm, als sähe er unter der Haut ihre inneren Organe arbeiten.

Das Gesicht der Kranken ist von bläulicher Leblosigkeit, aber die großen Augen leuchten rein und klar wie bei einem Kinde, dessen Gehirn vorsichtig Gedanken zu formen beginnt. Ueber den dunklen Augenbrauen schimmert die hohe Stirn in untadelhafter Weiße.

Das Fieber hat die Rippen ausgedöhrt und mit sprödem Schorf überzogen.

Die Hände ruhen auf der gebäumten Decke. Sie sind klein und zerbrechlich.

Es ist ganz plötzlich gekommen mit Mine. Es war auf der Vormiße. Sie hatten die letzte Fuhre Heu geladen. Mine wollte den Heutest, den sie noch zusammengebracht hatte, mit dem Rechen auf die Fuhre schiden. Dabei mußte sie sich bücken; und durch den Schwung, den sie mit dem Rechen ausführte, schien etwas in ihr gerissen zu sein, denn es knackte. Mine ließ den Rechen fallen und wurde ganz blau im Gesicht, als müsse sie ersticken.

Und dann quoll aus ihrem Mund bläsiges Blut. Zuerst hielt sie den Mund mit der Hand zu; aber das nützte nichts. Das Blut schoß zwischen den Fingern hervor. Ernst Garthof legte sie vorsichtig auf die Wiege und wuschte mit einem Bündel Heu ihr Gesicht ab. Und allmählich kam der Blutstrom zum Stehen.

Ernst Garthof und Albert rissen von den Handfichten große Zweige ab, machten eine Bahre daraus, setzten Mine darauf und trugen sie hinunter ins Haus.

Der Arzt, der noch am selben Abend kam, erklärte, Mine müsse sofort ins Krankenhaus. Aber sie wollte nicht und lebte auch ab, daß der Arzt noch ein zweites Mal käme. Es hätte doch keinen Zweck.

„Sie hat ja recht“, erklärte der Arzt später, „ihre ist nicht mehr zu helfen. Galoppierende Schwindelsucht, die jetzt plötzlich ausbricht. Es wird nicht lange dauern.“

So ist Mine denn in ihrer Kammer geblieben und wird abwechselnd von Christel und Ernst Garthof gepflegt. Und wenn die beiden keine Zeit haben, kommt die alte Schäferlatterin oder Alberts Mutter. Viele Pflege braucht Mine ja auch nicht.

Es ist still in der Kammer. Mine atmet kaum. Der laute Wind haucht den weißen Fenstervorhang. Die Kasse sitzt neben Ernst Garthof und pustet sich.

„Wir kriegen heute noch Besuch!“ denkt Ernst Garthof.

„Rom Kirmesplatz bringt Tanzmusik herüber.“

„Geht doch auf die Musik, Bauer!“ flüstert Mine.

Ernst Garthof schüttelt den Kopf. „Ich habe keine Lust!“

Nach einer Weile fragt Mine: „Habt Ihr die Klauen schon gehackt?“

„Ja, die sind fertig!“

„Christel und die Schäferlatterin sollen die Gänge rupfen!“

„Ja, das sollen sie!“

„Dann werden in diesem Jahr die Betten vollständig...“

„Mhm, Mine!“

Mines Augen werden so groß wie geballte Hände. Ihre Finger verkrallen sich in der Bettdecke. „Ihr wart doch immer zufrieden mit mir, Bauer?“

„Aber natürlich, Mine. Immer war ich es. Wir brauchen gar nicht davon zu reden.“

„Sagt Ihr das bloß, weil ich krank bin und sterben werde?“

„Nein, gewiß nicht, Mine! Hätte ich Euch nicht gehabt in den vier Jahren, weiß ich nicht, was aus dem Hof geworden wäre!“

„Ich habe getan, was ich tun konnte, Bauer!“

„Ihr habt zuviel getan, Mine!“

Sie lächelt. Von den spröden Lippen bröckelt der braune Schorf. Ihre Stimme ist so schwach und zart wie der Mittagswind, der mit den dünnen Zweigen der Birke spielt.

„Wenn ich nun aber tot bin, Bauer, was gibt es dann?“

„Ich weiß noch nicht, Mine; ich werde vielleicht heiraten.“

„Tut das. Aber nehmt eine tüchtige Frau, die schaffen kann.“

Nicht so eine wie die Marianne; die taugen nichts.“

„Nein, die taugen nichts.“

Nach einer Pause fragt Mine: „Wie spät ist es?“

„Mittags.“

„Und wie steht das Wetterglas?“

„Sehr hoch.“

„Wann wollt Ihr denn Korn abmahlen?“

„In vierzehn Tagen, wenn das Wetter so bleibt.“

„In vierzehn Tagen macht die Sau Ferkel. Ihr müßt sie jetzt selbst füttern, sonst läßt sie Euch nachher nicht zu sich.“

„Ja, Mine, ich füttere sie von jetzt an selbst. — Aber Ihr dürft nicht soviel sprechen...“

Mine lächelt. „Ach lieber Himmel, was ist denn dabei?“

„Ich heute sterbe oder morgen. — Ich sterbe heute, Bauer.“

„Ich weiß es. Heute nacht habe ich geträumt. Ich sah auf einem Leichenstein und wartete auf Otto. Aber er kam nicht, er rief nur meinen Namen!“

„Sprecht nicht mehr, Mine“, mahnt Ernst Garthof.

„Nein! Ich habe ja auch alles gesagt und geregelt. Wenn ich tot bin, schid meine Sachen an die Eltern von Otto. Sie wollen in Weinigenbrunn.“

Ernst Garthof sieht, daß Mine erregt ist. Auf ihrem Gesicht liegt ein tödlicher Schimmer, und auf der Stirn perlen Schweißtropfen.

„Soll ich Euch nicht etwas vorlesen?“ fragt er.

„Ja, lest vor. Aus der Bibel, Bauer. — Ihr müßt viel mehr in der Bibel lesen. Es ist ein gutes Buch.“

„Ja, Mine. — Was soll ich denn lesen?“

„Ach, lest nur!“

Ernst Garthof schlägt auf gut Glück das Buch auf und beginnt zu lesen. Ein Kapitel aus der Apokalypse. Und als das Kapitel zu Ende ist, liest er das nächste, und immer weiter.

Zwischendurch streift sein Blick die Kranke.

Mine hat die Augen geschlossen und die kleinen Hände gefaltet. Ihr Gesicht ist weiß und von kindlicher Weichheit.

Er liest fast eine Stunde lang. Seine Stimme wird heiser, der Hals ist trocken. Er klappt das Buch zu. „Ich muß jetzt gleich füttern, Mine. Nachher bringt Christel Euer Essen...“

Mine gibt keine Antwort. Ihre Augen sind halb geöffnet. Im schmalen Spalt blinkt die schwarze Pupille. Der Mund ist schließ.

„Habt Ihr gehört, Mine?“ fragt Ernst Garthof. Mine rührt sich nicht. Da hebt Ernst Garthof auf, legt die Hand auf ihre Stirn und flüstert: „Mine!“ Die Stirn ist feucht und kalt.

Wollich packt ihn etwas wie Angst. Die Stille ist unheimlich, und sein Gehör ist von übernatürlicher Schärfe. „Hört Ihr mich nicht, Mine?“ Nein, sie hört ihn nicht. Er hebt ihre Hand hoch. Sie ist schwer und fällt kraftlos zurück auf die Decke. „Ihr seid doch noch gestorben?“ fragt er voller Angst und schüttelt gleichzeitig das Krauen von sich.

Ja, Mine ist tot!

Ernst Garthof hebt vorsichtig ihren Oberkörper an und zieht die Kissen aus dem Bett. Denn legt er sie flach hin, ordnet mit den Fingern ihr Haar, streicht mit der flachen Hand über ihre Augen, daß sie geschlossen sind, und faltet ihre Hände.

„Wie ein Kind seht Ihr aus, Mine. Und Ihr habt gar nicht gemerkt, daß Ihr gestorben seid!“

Er ist fassungslos. Ueber seinen Rücken kriecht ein Frösteln. Er beugt sich unter der geheimnisvollen Erhabenheit der Kraft, die Leben gibt und Leben nimmt.

Er nimmt die Kasse auf den Arm und geht auf den Zehnpfingern aus der Kammer. Die Tür riegelt er leise ab, als wolle er Mine nicht hören. Erst als das Vieh gefüttert ist und Christel die Milch und das Weißbrot für Mine auf einem Tablett bereitstellt, sagt Ernst Garthof:

„Du brauchst ihr nichts zu bringen. Sie ist gestorben. Vorhin. Sie ist ganz ruhig eingeschlafen.“

Aus dem Roman „Der Brachhof“ (Verglader Verlag, Breslau.)

Das Gleichnis vom hinkenden „e“

Von Georg Brittinga

Aus dem im Verlag Herder, Freiburg, erschienenen „Hausbuch neuen deutschen Humors“, herausgegeben von Dr. Martin Rodenbach.

In der Oberrealschule, die ich besuchte, hatten wir, es war in einer der unteren Klassen, ja, ich weiß es genau, es war die dritte Klasse, ich weiß es genau, weil ich sie zweimal durchlief, nicht durchlief, durchstolperte (was gab es da an Hindernissen, Fallgruben, Wollschlingen, Sturzangeln, Drahtverhaken, Fangnetze), in dieser dritten Klasse also hatten wir einen Lehrer für Deutsch, der war sehr durchschüttelt begabt und tat uns auch nicht viel zuleide, man durfte ihm nur in einem Punkt nicht wehe tun, da war er empfindlich wie ein Pferdemaul gegen Hornissenstiche. Und das war so, es klang unglaublich und komisch, aber es ist wahr: er verlangte, daß man, wenn man den Buchstaben e, das kleine e, das kleine deutsche e schrieb, daß man da den zweiten e-Strich etwas

Altstadtgasse

Die Klauen krumm, doch Augen blank, die Klappen tief in die Stirn gedrückt: Viel Nachbarn haben auf einer Bank, drum sind sie eng aneinandergerückt.

Und am Abend vorm Dürpel ein Spitzwegstüdt: Großvater schmaucht und Großmutter strickt, mit dem Nachbarn talich nach die Staatspolizei darüber ist Großvater eingekickt.

Vom Siebel lächelt mit mildem Gesicht Maria, die uns den Frieden verschafft; ein Kränzlein im Sommer und Winters ein Licht, dann sorgt sie für freundliche Nachbarschaft.

Karl Schorn.

kürzer machte als den ersten. Das war früher allgemain üblich gewesen, alte Leute tun es heute noch, aber zu meiner Zeit war das schon nicht mehr Sitte; aber er, der Deutschlehrer, verlangte es von uns. In der schwarzen Tafel malte er uns das Muster-e hin, das beispielhafte, es sah ein bisschen hinkend aus, denn standen die e, die wir gewohnt waren zu schreiben, auf zwei gleich langen, festen Beinen unerklärlich und stramm und ordentlich da, so als ob das e, das er gebieterisch forderte, einem Javaliden, einem Stetsfuß, einem Kriesschadigen, dem man das eine Bein unterhalb des Knie abnahm. Aber ihm schien dieses verkrümmte Beinchen besonders liebenswert, und wir Schüler, nun, wenn man nichts Schmecker von uns verlangte, das konnten wir leisten, wahrhaftig, und wir leisteten es.

Ich träumte viel damals, nicht nur im Schlaf, da träumt jeder, da träumte ich auch, auch mit offenen Augen war ich

abwesend (wo nur überall!) und träumte davon, berühmte zu werden, und wußte nur nicht recht wie. Eine Spur mußte man von sich hinterlassen, irgend was tun, was noch Jahrhunderte nachwirkte, und da kam mir der Lehrer mit seinem e gerade recht. Wenn ich, träumte ich, in allem, was ich schrieb, nicht nur in den deutschen Aufsätzen, nein, auch in allen anderen Arbeiten, in der Naturkunde z. B., in jedem Fach, ja auch in jedem Brief, den ich an Freunde, an Verwandte schickte, in allem Schriftlichen, das ich aus der Hand ließ, das kurzbeinige e anwandte, so würde das Nachahmer finden. Da und dort im Lande würden Leute aufstehen, die mir darin folgten. Meine Freunde konnte ich bitten, auch ihrerseits das umstrittene Zeichen nur in meiner Fassung aus der Hand zu geben. Und das würde ich mein ganzes Leben hindurch so halten, und wenn ich erst groß sein und Kinder haben würde, so war es ganz klar, daß die mir nachfolgenden und das e malten wie ich, und die Kinder meiner Freunde würden es auch tun und deren Kinder wieder und so durch viele Geschlechter. Ich träumte davon, Lehrer zu werden und natürlich meine Schüler davon zu überzeugen, daß das Javaliden-e das einzig richtige, das einzig schöne sei, und von den Schülern würden wieder ein paar Lehrer werden bereinigt und unsere, die kurzbeinige Fassung verbreiten, und vielleicht, wenn wir alle recht zusammenhielten, so konnte es gelingen, daß man auf dem ganzen großen Erdball das gleichbeinige e besaßte und im Triumph das alte, gediegene auf allem Papier zu finden war. Welch ein Ruhm, dachte ich, das zu leisten und sich zu denken, daß auf dem dicken, gelben Pergament, auf dem man einen künftigen Friedensvertrag nieder schrieb, mein e, denn mein e war es nun geworden, glänzen würde! Und wenn die Weltgeschichte, träumte ich, wie man uns gesagt hat, das große Buch der Menschheit ist, in der von allen riesigen Taten wie in Stein gehauen, wie in Erz geritzt erzählt wird, oder, wie man uns auch sagte, die Tafel ist, auf der goldene Lettern stehen, nun, zu den Lettern, sogar zu dem am häufigst gebrauchten, gehört das e, und das würde in meiner Fassung ruhmvoll in die Jahrtaufnisse schreiben.

Ein Kastanienbaum blühte vor unserem Schulfenster mit großen, fast handgroßen Blättern, dunkelgrünen, und mit vielen weichen Kerzen, die im Frühlingswind leise schaukelten, und ein Vogel, ein Star, sah auf einem Ast und piff, und ich träumte mit meinem Ruhm. Caesar ritt heran, goldgepanzert, mit fähigem Gesicht und hinter ihm römische Kolonnen, in Pierreihen, in Schieferreihen, schauten fähig wie er, trugen den Adler an der Stange, der floh auf und rautete, breitflügelig um des Imperators blauegederte Schläfen. In einer Tonne sah der schmutzige Diogenes, Kolumbus fuhr in seiner Karavalle über's Meer, Napoleon hielt das fette Rinn auf die weiße, schmutzige, schmutzige Karavalle. Selben überall! Die Dichter sangen ihren Ruhm, schrieben Bücher, viele, viele Bücher, dicke und dünne, mit vielen, vielen Buchstaben, und hinter jedem Kapitel drein häßte und tanzte, wie auf der Dorfkirche, wie nach dem Siebenjährigen Krieg der gewesene Dragonerwachtmeister, der stelschneigende Buchstabe e...

„Die unterbrochene Rheinfahrt“

Erzählung von Wilhelm Schäfer Verlag Albert Langen — Georg Müller, München

In seiner neuen Erzählung „Die unterbrochene Rheinfahrt“ schildert Wilhelm Schäfer wie ein junger Mann, der bis dahin im Elternhause wohlbehütet sein Knabenleben führte, durch ein Erlebnis auf die Schwelle des Mannestums geführt wird. Mit vollendeter Erzählkunst schildert der Dichter den jungen Menschen, der im Mittelpunkt einer Erzählung steht, der auf dem Wege zur Universitätsstadt seinem Hauslehrer entflieht und dann die Flucht auf einem Rheindampfer in einem jener kleinen, romantischen Weindörfern, einem unerklärlichen Zwang folgend, unterbricht, da eine Frau in sein Leben tritt. Aus romantischen Gefühlen aber wird der junge Mann jäh herausgerissen durch eine rasche Folge von Geschehnissen. Das Erlebnis der Liebe, des Lebens, und das Erlebnis des Todes packen ihn im Abstand von wenigen Stunden. Er wird durch die Ereignisse herumgewirbelt, die Erkenntnis des wirklichen Lebens mit all seinen Gärten dämmert ihm, und er ringt sich schließlich durch zu seinem guten Ich.

In seiner ihm eigenen Sprache stellt Schäfer dieses Meisterwerk wieder hinein in die Landschaft, die ihm eigen ist, nicht als Romantiker sondern als der Wirklichkeitsmensch, der hinter der Weintimmung das Leben sieht, die mitunter grauliche Rührtheit, in der sich das Leben jenes mit Romantik umwobenen Mannes an den Weinbergen des Rheins abspielt. Der Dichter kennt dieses Volk, er weiß um seinen Humor, und läßt ihn in seiner Novelle wieder spiegeln, er weiß aber auch um

die Bitternis, in der dieser Humor oftmals wurzelt. Aber aus der Landschaft und aus dem engen Menschenkreis wächst das Werk hinaus in die Weite des allgemein gültigen menschlichen Lebens. Es ist ein Meisterwerk eines reifen Dichters, für reife Menschen geschrieben.

„Der fahrende Schüler“

Roman von Tilda Torthofer (Verlag Herder, Freiburg)

Dieser Roman ist der Lebensweg des Humanisten Johannes Buchach, des fahrenden Schülers, der seine große Perle in Maria Laach fand. Sein Lebensweg geht über viele Stationen, da er dem Zuge seines Geistes folgt. Ein ungemein zartes und feines Buch ist hier von Tilda Torthofer geschrieben worden, ein nicht alltägliches Buch, auch dessen Sprache und das selbst ein eigenwilliges Mal allen jenen ist, die dem Humanismus dienen. Wer Sinn für die Geschichte der Kultur und des Geistes hat, der wird die Weite zu denken verstehen, die sich durch das ganze Buch zieht. Johannes Buchach schreibt über die Niederungen dieser Welt unberührt von ihren Gefahren und mächtig gegen sie, verläßt ihre äußerliche Sonnenseite um der Stimme seiner inneren Verurteilung zu folgen. Freunde eines geistvollen Buches werden mit diesem Buche ein tiefes Erlebnis haben, indem sich zwischen Kindheit und Tod „der fahrende Schüler“ als beglückter und beglückender seiner Zeit erweist und fortwirkt bis in unsere Tage, die uns dieses edle Buch schenken.

Auch die Ausstattung des Buches ist seines Inhaltes und seiner Sprache wert.

Der Weg zur Gemeinschaft

Der deutsche Frauenarbeitsdienst
Eine Erziehungsschule für die Frau

Neulich war ich in einem Lager des freiwilligen Frauenarbeitsdienstes zu Gast. Um ganz ehrlich zu sein: Immer wieder habe ich im stillen bedauert, daß ich nicht in dem Alter bin wie die Mädel zwischen 17 und 25 Jahre, die sich melden dürfen zum freiwilligen Dienst in der Volksgemeinschaft, die mit gleichaltrigen

nimmt. Dieses Lager ist in einem historischen Hause untergebracht, in der Butterakademie des großen Preußenkönigs, der hier die Bauerntöchter unterrichten ließ, damit sie dem Bauer nicht nur eine gute Frau, sondern auch sachverständige Arbeitsgenossin würden. Die Jahrhunderte waren an dem Bau nicht spurlos vorübergegangen. Die Vielstöckigkeit der letzten Generation ist ein übriges, und so bestand dieses Haus aus nicht viel mehr als Trümmern. Im vergangenen Jahre griffen Staat und Arbeitsdienst energisch ein, und in kurzer Zeit entstand aus der Ruine im Bruch, in seinen Einzelheiten liebevoll gestaltet, ein Arbeitsdienstlager für Frauen, das an die einstige Bestimmung erinnert und doch den Geist der modernen Zeit verrät. Und das sei betont, daß die Sorge nicht nur der Konser-

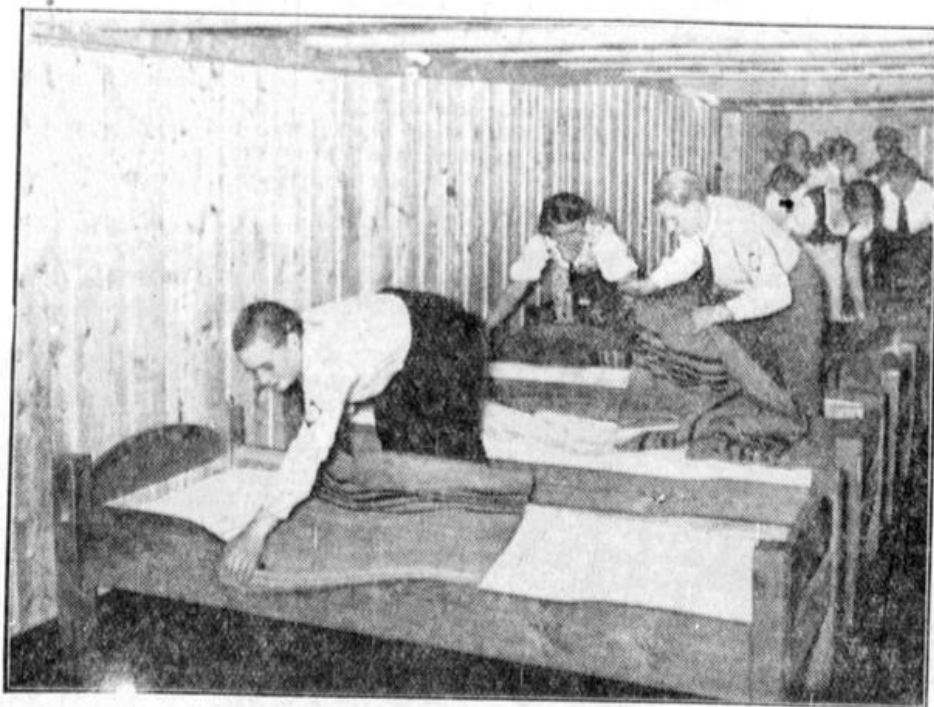


Hüten der Schweine — jede Arbeit pädagogisch wertvoll.

Menschen sich zusammenfinden im Erlebnis der Kameradschaft.

Das Lager liegt weit draußen im Bruch. Die nächste Großstadt ist fast 50 Kilometer entfernt, die nächste Kreisstadt noch als zehn Kilometer, und das benachbarte Dorf ist immer erst in einem Fußmarsch von einer Stunde zu erreichen. Aber die Mädel, die z. T. aus der Großstadt stammen, dort in allen Verrufen arbeiten, vermissen weder die Stadt noch ihre Zerstörungen, sie fühlen sich hier in der Stille wohl und finden Freude an der Nachbarschaft mit den Bauernmädchen, die vor einigen Jahren in die neu erbauten Höfe des eben kultivierten Landes gezogen sind. Es ist übrigens nur die Nachbarschaft, was die Mädel des Lagers mit den Ziehlern verbindet. Diese räumliche Nähe hat einen gewissen Sinn, denn die Ziebler, die auf ihrem Besitz schwer zu ringen haben, die dem fernen Boden nicht so viel abzugewinnen vermögen, daß sie für die Bewirtschaftung notwendigen Arbeitskräfte halten können, haben in den Mädeln, den Abiturientinnen und Arbeiterinnen, den Stenotypistinnen und Hauswirtschaftlichen — und welchen Beruf sie sonst ausfüllen mögen, wenn sie das Lager wieder verlassen — treue Helferinnen. Erst deren fleißige und verständliche Mitarbeit läßt sie wieder froher werden und hoffnungsvoller in die Zukunft schauen.

Überall in den Lagern des freiwilligen Frauenarbeitsdienstes wird es ähnlich sein wie hier, nur daß hier vielleicht ein neues Haus, dort ein altes das Lager auf-



Keine weichen Matratzen, keine Federn, dafür gesunde Betten.



Große Lieber, schöne alte Tänze vereinen in der Freizeit.

riesige Kachelofen, in einer anderen Ecke ein großer Bauernkamin, lehnlose Bänke ringsherum und ein Holzbort, auf dem Töpfe und Kannen und Teller, Erzeugnisse forstender Bauernhände, stehen.

Man sitzt auf weißen, roh geschnittenen

vom Jungmädchenstübchen, weil vor den Fenstern zierlich gemusterte Gardinen hängen, weil an jedem Bett eine Vase mit einigen Blumen steht, weil überall ein kleines Zeichen die Individualität des einzelnen betont, aber — wie es sich in der Gemeinschaft gehört — ohne sich hervorzudrängen. Und so ist es im ganzen Haus: im Waschkraum, wo im Karree die Ständer für die Waschbuden stehen und an durchlaufenden Regalen die Handtücher hängen; in der Küche mit dem großen Herd, im Krankenzimmer, dem Flid- und Wärraum — überall herrscht der Geist der Gemeinschaft, und nirgends ist er so stark betont, daß der einzelne sich ganz aufgeben muß.

Ein Lager des freiwilligen Frauenarbeitsdienstes ist kein Mädchenpensionat. Eben deshalb melden sich so viele deutsche Mädel zum Eintritt, daß viele nicht untergebracht werden können. Man verbringt dort die Zeit nicht mit unnützen Spielen, sondern sucht neben der geistigen Ausrichtung Arbeit. Die sinnvolle Arbeit ist es, die erst zur Gemeinschaft führt und mit ihr unlösbar verbindet. Was die Mädel arbeiten, ist nicht so wichtig, ob sie der kinderreichen und abgeheften Zieblersfrau im Haushalt zur Hand geben, ob sie dem Bauern im Stalle oder auf dem



Im Haushalt der Zieblersfrau gibt es viel Arbeit.

der Kameradinnen sich zum Dienste an Volksgemeinschaft und Vaterland zusammenfinden, ein Heim zu bieten, das zwar nicht den Charakter des Gemeinschaftslagers leugnet, aber doch schön und wohnlich und, wenn man will, freundlich betont ist. Kommt hinzu, daß Lagerleiterin und Mädel selbst das Bestreben zeigen, das Lager so wohnlich wie möglich zu machen, wobei natürlich niemals der Zweck vergessen werden darf.

Man wird in keinem Lager des Frauenarbeitsdienstes einen Sessel oder ein Sofa oder ähnliche Möbel finden, aber dafür desto mehr — wie hier — einen großen, luftigen Gemeinschaftsraum mit rohen Dielen, hölzerner Decke, weißgeputzten Wänden, die mit einem sprichwortartigen Holzfries verziert sind. Dort steht der

Stühlen, ist oder spielt an rohgehobenen Tischen. Und das sollte nicht gemütlich sein? Man darf Einfachheit und Schlichtheit, nicht mit Primitivität verwechseln und unter einem wohnlichen Raum nicht eine Möbelsammlung zwischen vier tapezierten Wänden verstehen.

Einen solch schlicht-schönen Rahmen brauchen die Volkstänze, die hier des Abends einstudiert werden, hier klingen die Volkstänze, die man in der Freizeit gemeinsam singt, wobei Gitarre oder Ziehharmonika die Begleitung ist, natürlich und echt, und hier erkennt man erst, wie frisch und ungekünstelt, lebendig und aufgeschlossen und begeisterungsfähig diese jugend wieder geworden ist.

Es ist wahr, die Mädel stehen schon des Morgens um 5.30 Uhr auf. Aber sie sind dann ausgeschlafen, weil sie abends rechtzeitig zur Ruhe gingen. „Fällt das Frühaufstehen nicht schwer?“, fragte ich ein Mädel, das mir die einfach eingerichteten Schlafräume zeigte, ohne Federbetten und ohne weiche Matratzen. „O nein“, lächelte die frühere Direktionssekretärin, die früher erst um 10 Uhr ihren Dienst begann. „Wir fühlen uns sehr wohl dabei. Quers ist es Überwindung, aber wenn sich dann das frühe Schlafengehen auswirkt, dann fällt es nicht schwer, wenn es heißt aufstehen.“ Man muß nur wollen“, meinte sie lächelnd.

So ist es — der Wille gestaltet Menschen und Leben. Der Gemeinschaftsraum in einem Lager des Frauenarbeitsdienstes konnte nichts anderes sein als eine Schlafkammer. Aber weil es weder Leiterinnen noch Mädel so wollen, deshalb bekommt er trotz der Einfachheit einen Schimmer



Eine verständnisvolle Leiterin hilft, daß die Neulinge schon in wenigen Tagen heimisch sind.

Helde helfen, ob sie im Lager ihre Beschäftigung finden und welche der Möglichkeiten sind, immer hat die Arbeit einen Sinn, Sport und Schulung, Arbeit und Spiel — ein Tag im Lager des freiwilligen Frauenarbeitsdienstes ist angefüllt mit Pflichten und wird niemals leer veran. Wenn die 26 Wochen vergangen sind, dann verlassen die Mädel das Lager, aber sie sind mit der Volksgemeinschaft unlösbar verbunden. Und darin liegt die große Bedeutung dieses Werkes.

Eva Schwandt.

Photo: Scherl-Milberstein (A), Böttcher (A).

Der Weg zur Gemeinschaft

Der deutsche Frauenarbeitsdienst
Eine Erziehungsschule für die Frau

Neulich war ich in einem Lager des freiwilligen Frauenarbeitsdienstes zu Gast. Um ganz ehrlich zu sein: Zuerst wieder habe ich im stillen bedauert, daß ich nicht in dem Alter bin wie die Mädel zwischen 17 und 25 Jahre, die sich melden dürfen zum freiwilligen Dienst in der Volksgemeinschaft, die mit gleichaltrigen

nimmt. Dieses Lager ist in einem historischen Hause untergebracht, in der Buttersackgasse des großen Preußenkönigs, der hier die Bauernkinder unterrichten ließ, damit sie dem Bauer nicht nur eine gute Frau, sondern auch sachverständige Arbeitsgenossinnen würden. Die Jahrhunderte waren an dem Bau nicht spurlos vorübergegangen. Die Vielstöckigkeit der letzten Generation ist ein übriges, und so bestand dieses Haus aus nicht viel mehr als Trümmern. Im vergangenen Jahre griffen Staat und Arbeitsdienst energisch ein, und in kurzer Zeit entstand aus der Ruine im Bruch, in seinen Einzelheiten liebevoll gestaltet, ein Arbeitsdienstlager für Frauen, das an die einstige Bestimmung erinnert und doch den Geist der modernen Zeit verrät. Und das sei betont, daß die Sorge nicht nur der Konservierung des zerfallenen Bauendmals galt, sondern in gleichem Maße geleitet wurde von dem Bestreben, jenen Mädeln, die hier im Kreis



Füttern der Schweine — jede Arbeit pädagogisch.

Menschen sich zusammenfinden im Erlebnis der Kameradschaft.

Das Lager liegt weit draußen im Bruch. Die nächste Großstadt ist fast 50 Kilometer entfernt, die nächste Kreisstadt mehr als zehn Kilometer, und das benachbarte Dorf ist immer erst in einem Fuhrmarkt von einer Stunde zu erreichen. Aber die Mädel, die z. T. aus der Großstadt stammen, dort in allen Berufen arbeiten, vermischen wieder die Stadt noch ihre Zerstreuungen, sie fühlen sich hier in der Stille wohl und finden Kreise an der Nachbarschaft mit den Bauernsiedlern, die vor einigen Jahren in die neuerrichteten Höfe des eben kultivierten Landes gezogen sind. Es ist übrigens nur die Nachbarschaft, was die Mädel des Lagers mit den Siedlern verbindet. Diese räumliche Nähe hat einen gewissen Sinn, denn die Siedler, die auf ihrem Besitzum schwer zu ringen haben, die dem großen Boden nicht so viel abzugewinnen vermögen, daß sie die für die Bewirtschaftung notwendigen Arbeitskräfte halten können, haben in den Mädeln, den Abiturientinnen und Arbeiterinnen, den Stenotypistinnen und Kassenschaffnerinnen — und welchen Beruf sie sonst ausfüllen mögen, wenn sie das Lager wieder verlassen — treue Helferinnen. Erst deren fleißige und verlässliche Mitarbeit läßt sie wieder froher werden und hoffnungsvoller in die Zukunft schauen.

Überall in den Lagern des freiwilligen Frauenarbeitsdienstes wird es ähnlich sein wie hier, nur daß hier vielleicht ein neues Haus, dort ein altes das Lager auf-

der Kameradinnen sich zum Dienste an Volksgemeinschaft und Vaterland zusammenfinden, ein Heim zu bieten, das zwar nicht den Charakter des Gemeinschaftslagers leugnet, aber doch schön und wohnlich und, wenn man will, freundlich betont ist. Kommt hinzu, daß Lagerleiterin und Mädeln selbst das Bestreben zeigen, das Lager so wohnlich wie möglich zu machen, wobei natürlich niemals der Zweck vergessen werden darf.

Man wird in keinem Lager des Frauenarbeitsdienstes einen Zettel oder ein Sofa oder ähnliche Möbel finden, aber dafür desto mehr — wie hier — einen großen, lustigen Gemeinschaftsraum mit rohen Dielen, hölzerner Decke, weißgetünchten Wänden, die mit einem spruchbemalten Holzfries verziert sind. Dort steht der



Große Lieber, schöne alte Tänze vereinen in der Freizeit.

riesige Kachelofen, in einer anderen Ecke ein großer Bauernlamin, lehnenlose Bänke ringsherum und ein Holzbort, auf dem Töpfe und Kannen und Teller, Erzzeugnisse formender Bauernhände, stehen. Man sitzt auf weichen, roh geschnittenen

vom Jungmädchenstübchen, weil vor den Fenstern zierlich gemusterte Gardinen hängen, weil an jedem Bett eine Vase mit einigen Blumen steht, weil überall ein kleines Zeichen die Individualität des einzelnen betont, aber — wie es sich in der Gemeinschaft gehört — ohne sich hervorzudrängen. Und so ist es im ganzen Haus: im Badraum, wo im Karree die Ständer für die Waschbeden stehen und an durchlaufenden Regalen die Handtücher hängen; in der Küche mit dem großen Herd, im Krankenzimmer, dem Bild- und Plätzraum — überall herrscht der Geist der Gemeinschaft, und nirgends ist er so stark betont, daß der einzelne sich ganz aufgeben muß.

Ein Lager des freiwilligen Frauenarbeitsdienstes ist kein Mädchenpensionat. Eben deshalb melden sich so viele deutsche Mädel zum Eintritt, daß viele nicht untergebracht werden können. Man verbringt dort die Zeit nicht mit unnützen Spielereien, sondern sucht neben der geistigen Ausrichtung Arbeit. Die sinnvolle Arbeit ist es, die erst zur Gemeinschaft führt und mit ihr unlösbar verbindet. Was die Mädeln arbeiten, ist nicht so wichtig, ob sie der kinderreichen und abgehegten Siedlersfrau im Haushalt zur Hand gehen, ob sie dem Bauern im Stalle oder auf dem



Im Haushalt der Siedlersfrau gibt es viel Arbeit.

Stühlen, ist oder spielt an rohgehobenen Tischen. Und das sollte nicht gemächlich sein? Man darf Einfachheit und Schlichtheit, nicht mit Primitivität verwechseln und unter einem wohnlichen Raum nicht eine Möbel-sammlung zwischen vier tapezierten Wänden verstehen.

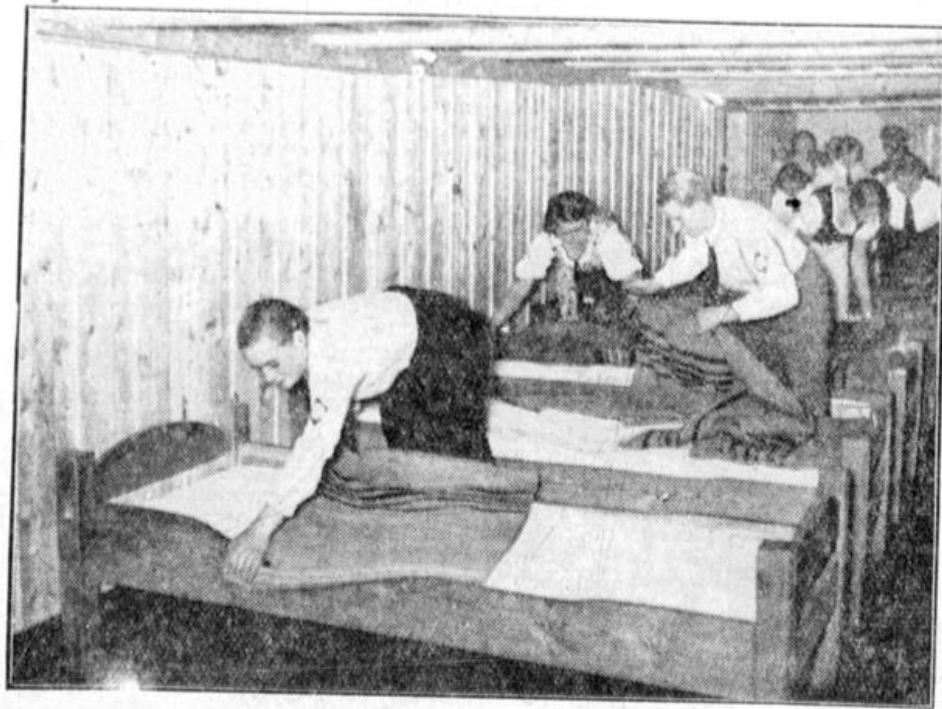
Einen solch schlicht-schönen Rahmen brauchen die Volkstänze, die hier des Abends einstudiert werden, hier klingen die Volkstänze, die man in der Freizeit gemeinsam singt, wobei Gitarre oder Ziehharmonika die Begleitung ist, natürlich und echt, und hier erkennt man erst, wie frisch und ungekünstelt, lebendig und aufgeschlossen und begeisterungsfähig diese Jugend wieder geworden ist.

Es ist wahr, die Mädeln stehen schon des Morgens um 5.30 Uhr auf. Aber sie sind dann ausgeschlafen, weil sie abends rechtzeitig zur Ruhe gingen. „Fällt das Frühaufstehen nicht schwer?“ fragte ich ein Mädel, das mir die einfach eingerichteten Schlafräume zeigte, ohne Federbetten und ohne weiche Matratzen. „O nein“, lächelte die frühere Direktionssekretärin, die früher erst um 10 Uhr ihren Dienst begann, „wir fühlen uns sehr wohl dabei. Zuerst kostet es Überwindung, aber wenn sich dann das frühe Schlafengehen auswirkt, dann fällt es nicht schwer, wenn es heißt aufstehen. Man muß nur wollen“, meinte sie lächelnd.

So ist es — der Wille gestaltet Menschen und Leben. Der Gemeinschaftsschlafraum in einem Lager des Frauenarbeitsdienstes könnte nichts anderes sein als eine Schlafstätte. Aber weil es weder Leiterinnen noch Mädeln so wollen, deshalb bekommt er trotz der Einfachheit einen Schimmer



Eine verständnisvolle Leiterin hilft, daß die Neulinge schon in wenigen Tagen heimisch sind.



Keine weichen Matratzen, keine Federn, dafür gesunde Betten.

Helde helfen, ob sie im Lager ihre Beschäftigung finden und welche der Möglichkeiten sind, immer hat die Arbeit einen Sinn, Sport und Schulung, Arbeit und Spiel — ein Tag im Lager des freiwilligen Frauenarbeitsdienstes ist angefüllt mit Pflichten und wird niemals leer veran. Wenn die 26 Wochen vergangen sind, dann verlassen die Mädeln das Lager, aber sie sind mit der Volksgemeinschaft unlösbar verbunden. Und darin liegt die große Bedeutung dieses Werkes.

Eva Schwanbl.

Photo: Schenck-Alberding (3), Weltbild (3).

Die JAGD nach dem GLÜCK

ROMAN VON HANS SCHULZE

[3. Fortsetzung]

Der Direktor nicht bekümmert.

„Ja, es ist leider Tatsache. Ich hörte es vor einiger Zeit ganz zufällig durch einen mir befreundeten Börsenmakler. In welcher Weise der Herr Gehnrat an der Börse engagiert ist, entzieht sich allerdings noch meiner genauen Kenntnis. Er soll in jüngster Zeit mehrere erfolgreiche Transaktionen durchgeführt haben und auch jetzt wieder in eine große Spekulation verwickelt sein!“

Walter sah wie gelähmt; das quälende Gefühl der Unsicherheit, der Erschütterung aller Verhältnisse, von dem er gestern die halbe Nacht ruhelos durch Berlin herumgehrt worden war, hatte auf einmal wieder von ihm Besitz ergriffen.

„Ich kann mich in Ihre Erklärung noch gar nicht so recht hineindenken“, sagte er endlich. „Wenn ich mir vergegenwärtige, wie mein Vater früher über Börsenspekulationen gedacht, wie er seinen ganzen Stolz darauf gesetzt hat, einen jeden Pfennig seines Vermögens durch seiner Hände Arbeit erworben zu haben! — Und nun das! Noch heute soll er mir über Art und Umfang seiner Geschäfte Rede und Antwort stehen. Denn schließlich hängt ja doch unser aller Existenz davon ab!“

Herr Schröder bewegte abwehrend die Hand. „Ich möchte Sie bitten, damit noch einige Zeit zu warten. Ihr Vater befindet sich gegenwärtig in einer so schweren nervösen Krise, daß eine ruhige und sachliche Verhandlung gerade über die Börsenangelegenheit mit ihm doch nicht möglich ist. Dagegen würde ich Ihnen raten, sobald wie irgend möglich, von Ihrem Schwager Rücksicht zu fordern. Denn nach meiner Auffassung ist es, der die Fäden dieses ganzen Spiels in der Hand hält!“

Viertes Kapitel.

Die Uhr zeigte bereits auf die fünfte Nachmittagsstunde, als Walter nach Berlin zurückkehrte.

Die Konferenz mit Herrn Schröder hatte sich noch bis gegen zwei Uhr hingezogen in immer neuen Versprechungen und Erörterungen der geschäftlichen Lage, bis ihm endlich der Kopf von all den Zahlen und Kalkulationen gesummt hatte und er auf dem ihm sonst so vertrauten geschäftlichen Boden ganz unsicher geworden war.

Dazu kam, daß er allmählich immer deutlicher fühlte, wie die Leidenschaft für Eva gleich einer glühenden Kette an seinem Herzen riß und ihn mit einem wachsenden, drängenden Verlangen erfüllte, das langsam jeden Widerstand, jede Entschlußkraft in ihm aufschaltete.

Noch in der letzten Nacht war er zu dem festen Vorsatz gelangt, sofort nach Hilbes Hochzeit wieder nach Amerika hinüberzugehen und mit einem einzigen raschen Schnitt dem unhaltbaren Verhältnis im väterlichen Hause ein Ende zu machen.

Und nun hatte ihm die Unterredung mit Herrn Schröder gezeigt, daß sein Weiterverbleiben in Berlin vielleicht niemals notwendiger war wie gerade in dieser kritischen Zeit, gleichsam als ob ihn das Schicksal mit Gewalt im Vannkreis der schönen Stiefmutter zurückhalten wollte.

Was sollte nun werden?

In ratlosem Brüten sah er nach einer langen Wanderung durch den Tiergarten Stunde um Stunde in einem Café auf dem Kurfürstendamm.

Um sich abzulenken, ging er endlich nach dem nahen Theater des Westens, doch die Platteiten der abgespielten, faden Sommeroperette vermochten ihn so wenig zu fesseln, daß er schon nach dem ersten Akt den Zuschauerraum wieder verließ.

Halb ohne zu wissen, was er eigentlich tat, kam er langsam zum Kurfürstendamm zurück und sah eine Zeitlang halb geistesabwesend dem feurigen Auge der Automobile nach, die, wie von einer Titanenfaust aus dem Schattenswinkel der Gedächtnisstraße herausgeschleudert, in ununterbrochener Kette an ihm vorüberfuhren.

Ob Eva jetzt schon wieder daheim war?

Auf einmal flossen all seine Gedanken wieder von neuem in dieser einen zwingenden Vorstellung zusammen.

Und dann sah er selbst in einem der schnellen Wagen, der gleich einem riesigen Flugzeug über den blankpolierten Asphalt dahinglitt, mit zitternden Nerven und fieberndem Wut, und sein Herz schmerzte ihm fast vor Sehnsucht und Spannung.

Als das Auto in der Delbrückstraße hielt, war er allmählich ruhiger geworden.

Schon von jeher war er Anfällen einer leidenschaftlichen Erregung unterlegen gewesen, die in merkwürdigem Widerspruch zu seinem sonst so förmlich kühlen Wesen standen und sich in den Tropen zeitweilig zu Ausbrüchen einer geradezu sinnlosen Unbeherrschtheit gesteigert hatten.

Er gab dem Chauffeur den Fahrpreis und wandte sich dann der großen Hauptallee des Parks zu.

Der langgestreckte Bau der Villa lag in tiefem Dunkel, nur im Zimmer der Schwester brannte noch Licht.

Sie sah bereits zur Nacht entkleidet im Friseurmantel vor ihrem Ankleideschrank und winkte ihn lächelnd herein, als er darum bat, bei ihr noch eine Zigarette rauchen zu dürfen.

„Ich bin leider allein“, sagte sie. „Eva ist noch in der Stadt geblieben. Sie traf bei Schilling eine Freundin und will erst mit Vater zusammen nach Hause kommen!“

Walter zog sich einen Stuhl an das Fenster und sah Hilbe eine Zeitlang zu, wie sie die schwere Ebenholzbürste

mit langen, ruhigen Bewegungen über die schimmernde Külle ihres reichen Haars führte.

„Du hast prachtvolles Haar“, sagte er endlich ein wenig gedankenlos, nur um überhaupt etwas zu sagen, und stäubte vorsichtig die Asche seiner Zigarette ab.

„Nun, etwas hübsches hat doch schließlich jedes Mädchen!“

Ein leises, verträumtes Lächeln verschönte Hilbes unregelmäßiges Gesicht, als sie jetzt die Arme im Nacken kreuzte und ihr Gegenbild im Spiegel prüfend musterte.

„Weißt du“, fuhr sie dann lebhaft fort, „es muß ja doch etwas Wunderbares darum sein, wenn man so schön anmutig wie zum Beispiel unsere Stiefmutter ist. Schönheit bleibt doch die größte Macht auf der Welt. Manchmal könnte ich Eva darum geradezu beneiden!“

Wie eine warme Welle strömte es Walter zum Herzen.

„Ja, sie ist entzückend!“ sagte er. „Wie ist eigentlich ihr Verhältnis zu Vater? Darüber haben wir noch nie gesprochen!“

„Sie stehen sich ausgezeichnet. Eva ist sehr lieb mit ihm. Natürlich bekam ich einen gehörigen Schreck, als Vater mir eines Tages ganz aus heiterem Himmel erklärte, daß er sich zum zweitenmal verheiratet wolle. Aber Eva hat schon nach ganz kurzer Zeit alle Vorurteile in mir beseitigt. Und ich gönne es Vater wirklich von Herzen, daß er nach seinem arbeitsreichen Leben noch einmal ein solches Glück gefunden hat!“

Walter war bei den letzten Worten der Schwester aufgestanden und warf seine Zigarette in einem weiten Schuttenbogen zum Fenster hinaus.

Ein gequälter Ausdruck suchte über sein Gesicht, daß Hilbe unwillkürlich nach seiner Hand tastete.

„Was fehlt dir?“ fragte sie besorgt. „Du siehst auf einmal ganz blaß und verstört aus und bist in den letzten Tagen überhaupt verändert!“

Er schüttelte den Kopf.

„Laß nur, Kind“, sagte er mit schlichtem Bemühen, einen unbefangenen Ton zu finden. „Es ist nichts! Ich bin nur nicht ganz wohl. Ich habe ansehnend den raschen Klimawechsel noch nicht ganz überwunden!“

Von neuem schwiegen sie, ein jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

Ein großer Nachtfalter furrte herein, fuhr ein paar mal wild um die elektrischen Deckenlampen und prallte dann wieder in das Blau der Nacht zurück.

Walter war hinter den Stuhl der Schwester getreten, um ihr seine verhaltene Bewegung zu verbergen, und stützte sich schwer auf die gebogene Lehne.

Am liebsten hätte er abermals von Eva angefangen; dann aber überkam ihn plötzlich eine große Angst, sich schon durch einen Witz, einen Ton in seiner Stimme zu verraten, daß er die lockende Versuchung wieder in sich niederzwang.

„Darf du heute mit Axel zusammen?“ begann er plötzlich ganz unvermittelt.

Hilbe richtete sich höher empor.

„Nein“, sagte sie, die Bürste beiseitelegend. „Axel ist schon mit dem ersten Frühzug geschäftlich nach Bremen gefahren und kommt erst in einigen Tagen wieder zurück!“

Walter hatte sich ganz dicht zu Hilbe herabgebogen, daß er ihr Gesicht im Spiegel sehen konnte.

„Du bist wohl sehr glücklich mit ihm?“ fragte er dann mit ungewohnter Weichheit.

Die Schwester nickte ihm lächelnd durch den Spiegel zu.

„Ja, Walter, das bin ich! Ich liebe Axel von ganzem Herzen. Ich habe ihn vom ersten Augenblick an geliebt, als er in unser Haus kam!“

„Und wie steht er zu dir, Hilbe? Kasse meine Frage bitte nicht falsch auf, aber ich möchte als dein Bruder ganz klar sehen. Glaubst du, daß er dich ebenso liebt, wie er von dir geliebt wird? Oder sind vielleicht noch andere Gründe für ihn maßgebend?“

Ein leises Rot stieg der Schwester in die Wangen.

„Du meinst, ob er mich auch heiraten würde, wenn ich arm und nicht Hilbe Klausmann wäre. Ich will dir gestehen, daß ich mir diese Frage, die wohl an jedes sogenannte reiche Mädchen einmal herantritt, auch schon vorgelegt habe. Um so mehr, als ich mich über mein äußeres Aussehen Gedanken hingabe. Manchmal bin ich schon unsicher geworden, aber dann weiß ich immer wieder nur das eine, daß ich ihn lieb habe und ihm vertraue!“

Ihre Stimme schwankte, sie erhob sich mit einem kurzen Auf.

„Und nun quäle mich nicht weiter, Walter! Und laß mich schlafen gehen. Ich habe über mein Leben entschieden, und schließlich kommt ja doch alles, wie es kommen muß!“

Fünftes Kapitel.

Das ruhevolle Goldlicht einer strahlenden Zuluft lag über der blau leuchtenden Helle der Havel, als Walter und Eva ein paar Tage später die Sattlerer Fährte bestiegen und sich zur Pfaueninsel übersetzen ließen.

Sie waren schon in aller Herrgottsfrühe mit dem Auto zum schwedischen Pavillon herausgekommen und von hier aus stundenlang im Segelboot auf dem Wannensee gekreuzt, ohne Zeit und Ziel, gleichsam hineingekniet in das lachende Zusammenfließen von Sonne und Wellen, die sie zuweilen mit schimmernden Spritzern übersprützten.

Dann frühstückten sie in Nikolskoe — Schinkenbrot und Potsdamer Stange, wie ein richtiges Berliner Liebespaar — und streiften jetzt durch die malerische Einsamkeit des rätselhaften Eilandes, das wie ein Märchen aus fernem Kindertagen in den weiten, stillen Havelbogen eingebettet liegt.

Hier und da kam aus dunklen Laubgehängen ein Reichen von Säulen und Brücken und weißem, weinumspinnendem Mauerkorn.

Alte Platanen wölbt sich über Volkern mit freischwebenden Papageien und Pfauen auf hoher Stange.

Und dann wieder ging es auf schattigen Schlingelpfaden, die überallhin und nirgends führten, unter einem schwebenden Blauengewebe von Watbreben.

Dahinter die verwitterte Renaissancefront des Kavaliershauses; das Epitaphgewebe eines prunkvollen Gitters, halb verfunken unter mächtigen Akazien und einem tausendfachen Rosenbüschen, in dem die ganze heimliche Persönlichkeit des stillen Sommertages eingesperrt schien. —

Sie hatten sich an einer einsamen Bucht unfern der alten Meierei in dem wehenden Gras gelagert und schauten auf das geruchsame Treiben der Havel hinaus, die sich in weichen Rundungen um die dunkle Linie der Wälder schmeigte und dann immer weiter und weiter in lachender Frühsummerdämmerung zu blaßblauen Fernen hinüberdämmerte.

Ein schmaler Schilfgürtel zog sich am Ufer entlang mit hohen Schilfröhren und schlanken Wasserlilien, über denen glasklare Libellen ihr zitterndes Liebespiel trieben.

Eine Schwanenfamilie schwamm langsam vorbei in vornehmen, schneeweißen Linien.

Wien summt, dicke Hummeln zogen wilde Kreise.

Dann wieder Stille, so tief und traumumhüllt.

Nur Wasser ringsum und Blau und Sonne.

„Hier könnte ich den ganzen Tag liegen und in den Himmel sehen“, nahm Eva endlich das Wort und deutete wohligh die schlanken Glieder, „es ist wirklich wie ein verzaubertes Land!“

Die mittagswarme Sonne über ihr zitterte in feinen Wellen.

Unter den ausgewaschenen Erlenwurzeln plätscherte unablässig das Bruchwasser.

Ein Eichhörnchen huschte blitzschnell vorüber, schoß an einem Nistkasten hinauf und schaute dann wie versteinert zu den beiden einsamen Menschen zurück.

Walter, der aufmerksam den Lauf eines kleinen Käfers verfolgt hatte, wandte den Kopf.

„Was glaubst du, wie ich mich drüben manchmal nach solch einem heißen Sommertag geföhnt habe! Und wie lange noch, dann fühl ich wieder in Savanna und äraere mich mit meinen Niggerboys herum!“

„Wißt du denn nach Amerika zurück?“

Walter nickte.

„Ja, es ist besser so!“

Sein Blick glitt über ihr Gesicht, daß sie unwillkürlich wie in scheuem Versehen die Augen senkte.

„Man soll nicht mit dem Feuer spielen!“ vollendete er dann laun hörbar. —

Von neuem schwiegen sie

In den Kleiderwipfeln ging zuweilen ein leiser Wind.

Der Sand brannte, geschäftige Ameisen krochen hin und her.

Es war, als ob der große Pan den schwebenden Inselwald durchschritt und alles Leben seinen geheimen Zauber löschte.

Walter hatte sich wieder weit in das hohe Gras zurückgelehnt und schaute nachdenklich zur Sonne empor, deren Lichter durch die dünnen Nistkastenweige wie strahlende Pfeile auf ihn berniederstürzten.

Auf einmal tat es ihm wieder leid, daß er sich so wenig in der Gewalt gehabt hatte.

Wie ein paar ausgelassene Ferienkinder waren sie in den lachenden Sommermorgen hineingefahren, den ganzen Vormittag über hatte bisher ein so frischer, geschwisterlich-harmonischer Ton zwischen ihnen geherrscht.

Und nun war es plötzlich wie ein störender Mißklang in ihre frohe Kameradschaft gekommen, war aus Walters dunklen Worten eine seltsam unfreie Stimmung von Unruhe und Unsicherheit in ihnen aufgestanden, wie wenn zur Sommerzeit ein Wolfen Schatten über eine sonnige Wiese gleeitet.

Evas weiblichem Scharfsinn war es keineswegs verborgen geblieben, welchen Eindruck sie vom ersten Augenblick an auf den Stiefsohn gemacht hatte.

Dennoch aber hatte sie es als ein Gebot der einfachsten Selbstachtung betrachtet, daß er aus dem ruhigen Ernst seines Wesens so viel Halt und Beherrschung gewinnen würde, um jeden verführerischen Gedanken gegen die Frau seines Vaters schon im ersten Aufblitzen wieder zu erlöchen.

Und nun mußte sie sich mit geheimem Vagen geföhnen, daß etwas Tieferes, Echteres in diesem Manne gewachsen war, der alles, was er erfasste, mit ganzer Kraft erfasste.

Daß hier eine große Liebe in sehnüchtem Werden still beiseite stand, die sie mit dem Strome einer alles vernichtenden Leidenschaft überfluten würde, wenn das hemmende Wehr der Vernunft auch nur einen einzigen unbewachten Augenblick lang versagen sollte. —

Da rekte Eva auf einmal kurz und sehnüchlich die Arme.

(Fortsetzung folgt.)

Der Prospektor

Roman aus der Zeit der großen Goldfunde in Kanada und Alaska

COPYRIGHT 1925 BY HESSE & BECKER - LEIPZIG

NR. 13

„Ich komme eben von ihm“, bestätigte der Prediger. „Nun, und —?“ fragten einige ungeduldig und starrten ihn dabei an, als ob sie es unerhört fänden, daß er nach einem derartigen Wagnis heil vor ihnen stand.

„Well, als ich mein Anliegen vorgebracht hatte, sagte er, ich sei ein Mann, vor dessen Mut man Respekt haben müsse, und deshalb sollte ich den Weg auch nicht umsonst gemacht haben. Er gab mir dreihundert Dollar als Grundstock für meine Reise.“

Ein wahres Toben ausgelassener Lust brach los. Lachen und Ausrufe schwirten durcheinander. „Mac schlug sich mit beiden breiten Zimmermannshand auf den Schenkel, daß es klatterte.“

„Jüngens“, rief er, „ich will zeitlebens nur noch Selterswasser trinken, wenn das nicht der beste Witz ist, den ich je gehört.“

„Ich bin aber noch nicht ganz zu Ende“, sagte der Pastor.

„Well, was sagst du noch?“

„Er fragte, wer mich eigentlich auf den Gedanken gebracht habe, mich an ihn zu wenden. Ich nannte ihm meinen Freund Mac hier. Er meinte, daß Mac sich einen schlechten Witz erlaubt habe, was ja eigentlich auch meine Auffassung von der Sache war. Nun war er aber der ganz richtigen Ansicht, daß man sich mit der Kirche keine Witze erlauben sollte. Er sagte deshalb, daß er die dreihundert Dollar Mac in Rechnung stellen und sie sich gelegentlich von ihm wieder abholen wolle.“

Mac machte ein ziemlich betroffenes Gesicht. Eine derartige Ankündigung von Soapy Smith war niemals blüff. „Mac“, rief im jetzt der Betrüger vor Lachen prustend zu, indem er sich wie dieser vorher und in genauer Nachahmung von dessen Haltung auf das Bein schlug, „ich will auch zeitlebens nur noch Selterswasser trinken, wenn das nicht ein noch besserer Witz ist.“

„Aber, Gesellen, ich bin eigentlich noch nicht ganz fertig“, sagte der Prediger mild. „Soapy Smith hat noch mehr gesagt.“

„Was? — Heraus damit! Lassen Sie uns doch nicht so lange warten.“

„Ich hab nicht recht, ob ich es hier wiederholen sollte, was er gesagt hat. Er hat nämlich, wie Ihnen wohl bekannt ist, die Gewohnheit, Ausdrücke zu gebrauchen, die meistens als höflich sind.“

„Was? — Heraus damit. Wir können Soapy Smith auch wohl nicht gleich schamrot machen“, rief man von mehreren Seiten.

„Gentlemen, er meinte — ich bitte aber zu bedenken, daß nur die Worte von Soapy Smith sind, die ich, und nicht Ihre ausdrücklichen Wünsche, wiederhole. Er sagte also, daß alle die andern Spitzbuben in Skaguay —“

„— gäbe hier fast so viel Spitzbuben wie Einwohner —“

„— aus unserer Kirche in gleicher Weise fördern würden.“

Mac's Gesicht, dessen Rot für eine kurze Weile eine Färbung von Blau angenommen hatte, gewann jetzt sein natürliches Farb wieder, während die Augen gegenseitig anstarrten, um die Wirkung dieser etwas vermittelnden von den Gesichtern der andern abzulesen.

„Ist denn diese zu Ihren Mitbürgern gehörten und gemäß in das Werturteil mit eingeschlossen waren.“

„Pete, du bist geschlagen“, rief Mac, leichtert darüber.

„Ich er nicht mehr allein Gegenstand des allgemeinen Spottes, wenn auch die Situation immer noch einige unangenehme Ausblicke für ihn enthält. Das ist der beste Witz von allen. Und niemand wird behaupten können, daß es Soapy Smith an Vorkenntnis fehlt.“

„Sie werden das natürlich besser beurteilen können als ich“, bemerkte der Prediger mit einem Anflug von Sarkasmus. „Ich habe noch nicht Zeit gefunden, mir ein eigenes Urteil darüber zu bilden. Ich hoffe aber, daß Soapy Smith die Sache doch etwas zu schwarz ansieht.“

„In keiner Weise“, mischte sich hier der Wirt in das Gespräch, der durch eine Tür in der Wand hinter dem Schenkel eingetreten war und die letzten Bemerkungen mit angehört hatte. „Ich könnte Ihnen selbst Namen nennen. Und wir brauchen nicht einmal weit zu gehen —“

Er ließ seine Blicke mit einem komisch angründlichen Blinken der Augen ziemlich unparteiisch im Kreise herumwandern und fuhr dann fort:

„— aber die christliche Nächstenliebe und die Rücksicht auf die Revolution, mit denen einige der Gentlemen hier sehr gut umzugehen verstehen, verbietet mir das. Indessen, Ehr-“

würden, ich rate Ihnen, nehmen Sie Ihre Mägen und sammeln Sie ein. — Hundert Dollar steuere ich bei.“

Er nahm aus seiner Hosentasche ein Bündel Banknoten, um den genannten Betrag davon abzuzahlen, wurde aber von Pete, dem Bedienten, daran gehindert.

„Das geht nicht, Joe“, sagte dieser im Tone eines gut markierten ehrlichen Protestes. „Du bist ein argerer Spitzbube als Soapy Smith. Wenn er dreihundert Dollar gegeben hat, mußt du wenigstens fünfhundert geben. Du mußt bedenken, mein Junge, daß Soapy Smith sich sein Geld mühsam zusammengeholt hat und es beinahe ein Wunder ist, daß es ihm bisher noch nicht geschadet hat. Wir aber kommen zu dir und lassen uns von dir ohne Widerstand austrüben.“

Joe, der Wirt, hielt es augenscheinlich für das Richtige, in das Lachen, das jetzt mit allerhand gutmütigen gemeinen anzüglichen Bemerkungen auf seine Kosten laut wurde, mit einzustimmen. Er mochte an derartige offenkundige Bemerkungen auch schon gewöhnt sein, und es schmeckte ihm, sie mit möglichstem Gleichmut über sich ergehen zu lassen.

Er blickte Pete nur einen Augenblick überlegen an, dann sagte er:

„Ich will dir etwas sagen, Pete. Ich weiß nicht, ob du nicht Soapy Smith und uns alle hier an Spitzbüberei übertriffst. Gefragt habe ich mich schon mehrmals. Aber wir wollen nicht so genau nehmen. Zahle du ebensoviele wie Soapy, dann gebe ich fünfhundert Dollar, obwohl ich noch gar nicht sicher bin, daß du nicht das Doppelte zahlen solltest.“

Damit hatte er jetzt die Lächer auf seiner Seite gegen Pete, der nun auch eine ganze Anzahl anzügliche Bemerkungen, scharf gemeint, aber wohl auch des bewußten Ködnens halber nicht entbehrend, über sich ergehen lassen mußte.

„All right, Joe“, versetzte er, offenbar einsehend, daß es das Beste war, sich mit möglichstster Würde und anstem Humor in die Situation zu fügen, wie es die andern wahrscheinlich auch tun würden. Denn wenn man auch schließlich mit den Spitzbubereien hier fertig geworden wäre — so war da immer noch Soapy Smith und ein besonderer Witz von dem nach einem Befehl stets zum Verwechseln ähnlich. „Hier, Ehrwürdigen, sind dreihundert Dollar. Joe wird Ihnen fünfhundert geben.“

Angleich mit diesen Worten legte er Banknoten in diesem Betrag in die ihm dargereichte Mägen des Predigers. Der Besitzer des Hotels fügte seinerseits fünfhundert Dollar hinzu.

„Und du, Mac“, wandte Pete sich an diesen. „Ich bin dafür, daß sich jeder Gentleman selbst einschätzt.“

„Ich habe ja schon bezahlt“, wehrte Mac ab. „Das heißt, Soapy Smith hat's für mich getan. Aber ich werde ihm morgen durch einen Voten der Exproklamatorie die dreihundert Dollar zuwenden. Somit kassiert er sie womöglich noch selbst bei mir ein, und darauf möchte ich es nicht ankommen lassen. Er würde dann wahrscheinlich Gebühren dafür berechnen, und zwar nach seinem eigenen Tarif.“

Seine Weigerung war berechtigt und wurde anerkannt. Er hatte aber die Mägen inzwischen an sich genommen und kassierte weiter ein. Die Sammlung ergab zuletzt einen Gesamtbetrag von zweitausendneuhundert Dollars, die einer der Umstehenden durch freiwillige Herabgabe von weiteren hundert Dollar auf dreitausend Dollar aufbunkelte.

Der Betrag wurde dem Prediger übergeben.

„Ich danke Ihnen, Gentlemen, im Namen der Chisholm, für die ich morgen hier eine Gemeinde gründen werde. Ich rechne dabei auf Ihre Mithilfe, Gentlemen. Einige von Ihnen werden vielleicht auch die Fremdschick haben, mir ihren Beistand als Mitglieder des Kirchenverbandes zu leisten.“

10. Wie man spielen muß, um zu gewinnen

Nach einigen weiteren Bemerkungen zu den Gästen an der Bar hatte sich der Prediger abgewandt und war an den Phantasie herangetreten, wo das Spiel inzwischen wachsend seinen Fortgang genommen hatte, wenn auch der eine oder andere der Spieler zuweilen nach der Unterhaltung an der Bar hingehört hatte.

Trotzdem er sich augenscheinlich bemühte, seinem Verhalten den Charakter völliger Abgeschlossenheit zu geben, konnte doch schon die Tatsache der Anwesenheit eines Geistlichen hier am Spieltisch nicht verfehlen, die Umstehenden in eine gewisse Spannung zu versetzen.

Auch Kane und Gisher waren hinzutreten. Gisher hatte seinem Freunde nur mitgeteilt, daß Gilean sich verirrt haben müsse, als sie den Mann, der ihr in Jumeau die Mitteilungen über ihren Vater gemacht hatte, in Jumeau Bealeiter wiederzuerkennen glaubte. Der Mann hatte übrigens das Lokal inzwischen wieder verlassen, und die Sache war damit erledigt. Eine Frage nach Vaterfremde hatte er dahingehend beantwortet, daß dieser mit Rücksicht auf die unsicheren Verhältnisse im Boardinghouse bei den Frauen zurückgeblieben sei.

Wie der Prediger verlosaten auch Kane und Gisher die Vorgänge am Spieltische mit großem Interesse.

Gisher fiel besonders die Verlässlichkeit des Bankhalters ins Auge. Das war der Typus, der ihn gelehrt hatte, immer Typen zu studieren. Er hatte in San Francisco und besonders in der berühmten Vorstadt Barbary-Küste eine ganze Musterkarte solcher gesehen und eigentlich erwartet, daß dieses rauhe, nordische Goldland einen eigenen Typus dieser Gattung erzeugt haben würde. Das war aber hier nicht der Fall, denn der Mann war offenbar importiertes Produkt und zeigte ganz den Typus der berufsmäßigen Spielhalter. Da war dieselbe lange, hagere Gestalt, die in den leichtesten, geschmeidigen Bewegungen, besonders der Arme und Hände geöhrt, dieselbe arore Gesicht mit den scharfmarkierten Zügen und den tiefen Falten, wie es ein dauerndes Nachleben, verbunden mit dem Verweil des Spiels mit Seiten, die aus der Tasche schiefen können, erzeugt der forscht in Ordnung gehaltene blaue Jacketanzug und die reine Wäsche; vor allem

bei der Bewegung mit Sanopapier bis zu fünfzigmal einen und sechsten Fingernägeln, — um die verschiedenen feinen und feinsten Zeichen an den Karten wahrzunehmen, die auch die besten Spieler mit ihren ungepflegten Händen nicht entdecken können.

Sein Gefährte, der hier das Amt eines Croupiers vertrat, war dicker und kleiner als auch mit weniger Sorgfalt geteilt. Von einem barocken Partner unterschied er sich weiter durch einen schwarzen Schnurbart, den er manchmal strich, aber anscheinend nur, um das waschame Umherstreifen seiner Blicke zu maskieren, wenn einer der Spieler in die Tasche griff. Der Zugang zu seiner Tasche war bequem, und man konnte wohl sicher sein, daß er nicht mehr als zwei Griffe nötig hatte, um von dort, ohne ihn erst heranziehen zu müssen, seinen Revolver abzuschleichen.

Der eine Spieler — es war einer der Berühmten, offenbar ein erst an diesem Abend in Skaguay eingetroffener Prospektor, denn er hatte die ersten Einzüge mit Goldstaub bezahlt — schien sehr viel verloren zu haben. Als nämlich eben wieder seine Karte zu seinen Ungunsten umgeschlagen wurde und der Kassierer einen beträchtlichen Einsatz vermittelte, einer Gartenhache in verfeinertem Maßstab nicht unähnlichen, vernichteten Instruments zu sich heranzog, rief er wütend:

„Goddam that bloody king!“

Er setzte jetzt den doppelten Betrag auf das AS, während einige der übrigen andere Felder besetzten.

„Time!“ rief der Kassierer.

Die Hände verschwanden von den Feldern, und der Bankhalter schlug die nächsten beiden Karten um.

„Sieben gewinnt. — AS verliert!“

Der Zerkumpte fuhr mit seiner rissigen Hand, die deutlich die Spuren harter Arbeit aufwies, verwirrt durch das stuppige Haar.

„Verdammtes Pech heute!“ stieß er etwas unsicher hervor. Die Unsicherheit kam zweifellos davon, daß ein flüchtiges Durchblättern des Bündels Banknoten, die er für seinen Goldstaub erhalten hatte, einen beträchtlichen Abgang ergab.

Nach einer kleinen Zögerung setzte er die Hälfte seines vorigen Einsatzes auf die AS, die schon ein paarmal verloren hatte.

Die AS gewann.

„Wenn Sie so fortfahren, werden Sie wohl bald bei Ihrem letzten Dollar angelangt sein“, bemerkte der Prediger. Der Mann schien aufzufahren zu wollen, während sich auf den Gesichtern der anderen eine deutliche Spannung malte. Sie mochten vermuten, daß jetzt die Entwicklung der Dinge, die sie erwartet hatten, einsetzen würde. Ein Blick auf das ruhige und von aller Annahme freie Gesicht des Predigers veranlaßte den Prospektor aber, diese Absicht, wenn er sie wirklich gehegt hatte, wieder aufzugeben.

„Wie?“ fragte er verwundert. „Ich habe gewonnen!“

„Wieviel haben Sie gewonnen?“

„Oh“, entgegnete der Mann, indem er, noch etwas ungewiß, wie er sich der unermittelten Frage gegenüber verhalten sollte, eine Strähne seines unter der zurückgeschobenen Mägen hervorstehenden Haars aus der Stirn strich, „im ganzen habe ich natürlich verloren.“

„Jeder verliert im ganzen“, versetzte der Prediger. „Oder haben Sie schon einmal einen Spieler gesehen, der reich gestorben wäre?“

Die Frage, so selbstverständlich sie war, schien den Mann zum ersten Male nachdenklich zu machen. Ihn und die Umstehenden verblüffte es aber, als der Prediger jetzt selbst eine Zehndollarnote auf die Sieben setzte.

„Sie spielen doch aber selbst“, rief der Prospektor, der trotz seines verwahten Neugierens ein intelligentes und nicht ungebildeter Mann zu sein schien. „Und doch waren Sie eben im Begriffe, mir nachzuweisen, daß es eine Torheit sei, zu spielen.“

„Ganz recht, das wollte ich mit meiner Bemerkung ausdrücken haben. Man muß aber auseten selbst ein Tor sein, um als Weiser den Kampf gegen die Torheit wirksam führen zu können. Meinen Sie nicht?“

„Oh, ich habe noch nicht darüber nachgedacht. Aber ich habe nichts dagegen. Jeder nach seinem Verlangen.“

Die Sieben verlor, und der Kassierer zog die Note des Predigers ein.

Der Prospektor hatte diesmal nicht gesetzt. Das Spiel und Verhalten des Predigers interessierte ihn viel zu sehr, um ihn an die Fortsetzung seines eigenen Spiels denken zu lassen.

„Wollen Sie die dreitausend Dollars, die Sie eben gesammelt haben, hier wieder verlieren?“ rief einer halb im Tone des Vorwurfs, halb ungläubig.

„Nein, ich will zehn Dollars gewinnen“, antwortete der Pastor mit einem feinen Lächeln.

„Zehn Dollars?“ rief einer höhnisch. „Das ist der Mühe wert.“

„Es genügt in diesem Falle.“

(Fortsetzung)

Schach-Aufgabe



WeiB zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt. (Auflösung in nächster Nummer.)

Es ist ein Rätsel im Wein-Luben.

Wann kommt ein Wein- und Dr. Oetker's Bonbon und Dr. Oetker's Bonbon und Dr. Oetker's Bonbon!

Dr. August Oetker Bielefeld.

Wien, 27. Nov. Die einzige Wertpapiere-Börse in Ost- und Südosteuropa, die auf dem Balkan-Land, Luitpold-Haus, die auf dem Rückweg von...



Am 2. 11. 1935 bei Stare in der Nähe von Horn bei Wien im Nebel abgeführt war und dabei schwere Verbrennungen erlitten hatte, ist in der Nacht zum Mittwoch im Krankenhaus von Horn ihren Verletzungen erlegen.

1500 Zentner Flachs geerntet im Kreise Mitterkirchen

Im Rahmen der großen Erzeugungsfachschicht wurde auch im Kreise Mitterkirchen der Anbau von Flachs in großem Umfang aufgenommen. Da die Bauern sich bereitwillig und mit ganzer Kraft in den Dienst der guten Sache stellten, umfaßt das diesjährige Erntergebnis bereits die stattliche Menge von 1500 Zentnern. Der größte Teil des wertvollen Faserstoffes wurde vorwiegend in dem landwirtschaftlichen Unterkreis angebaut.

Abneigung gegen Eisenbahn

Laurenburg (Lahn). Dieser Tage wollte ein Mehreiserling auf dem hiesigen Bahnhof ein Raß verladen. Während er sich in den Bahnhof begab, band er das Tier am Strahengeländer fest. Das Raß riß sich jedoch los, kletterte die Strahenboschung hinauf und sprang in die Lahn. Der Mehreiserling sah seinen Schützling gerade noch in den kalten Fluten davonschwimmen. Ohne langes Besinnen sprang er ihm nach und brachte ihn schließlich mit vieler Mühe glücklich wieder an das Ufer.

Die letzte Patrone

Paris. Dieser Tage hatte der Wärter des französischen Kriegerfriedhofes zu Vigny bei einem Rundgange einen völlig verrosteten Trommelrevolver, wie ihn die französische Feldartillerie führte, am Wegrande gefunden. Er hob die Waffe auf und zeigte sie hernach einem Freunde. Vorichtshalber hatte der Wärter das Magazin des Revolvers abgenommen. Doch eine Kugel war unbemerkt im Lauf stecken geblieben. Der Freund des Friedhofswärters nahm den Revolver in die Hand, prüfte ihn und berührte unverseht den Abzugshahn. Unglücklicherweise erwies sich der verrostete Revolver noch als brauchbar. Die Kugel durchschlug die rechte Hand des Freundes und traf den Wärter ins Herz. Nach einer halben Stunde war der Unglückliche verstorben. — So geschehen siebzehn Jahre nach Kriegsende.

Eine originelle Ehrenwache

Brag. Eine merkwürdige Ehrenwache hat das Staatsoberhaupt der tschechoslowakischen Republik, der Präsident Masaryk. Diese Palastwache besteht aus 300 Mann, die sich in Abteilungen zu je 100 Mann alle 8 Stunden ablösen. Das Einzige ist nun aber die Uniform, die diese Soldaten der Leibwache des tschechoslowakischen Präsidenten tragen — es sind durchweg ausländische Uniformen.

Die erste Hundertstunde trägt die Uniform der französischen Armee, mit Breches und Vaskenmägen. Die zweite trägt genau die gleiche Uniform wie die italienischen und die letzten 100 Mann sind nach dem Vorbild der russischen Kaiserjäger.

Uniformen sind durchaus kein Zufall, sondern mit Scharf gewählt worden. Die Tschechen, die sehr viel Sinn haben, wollen mit diesen Uniformen der Präsidenten das Andenken an die gemeinsamen Kämpfe, der sie ihr Dasein als eigenes staatliches Leben, nachhalten. In der Tat mußten ja wohl russische, italienische und russische Soldaten während des Weltkrieges Blut und Leben lassen, Versailles der junge tschechoslowakische Staat

Einführung der Ratsherren und Amtsältesten - Amtsbürgermeister Wilms über die zukünftigen

Der Festakt

In einer Festkündigung am gestrigen Spätnachmittag wurden die Ratsherren und Amtsältesten Grevenbroichs in ihr Amt eingeführt, so daß in dieser Hinsicht der Deutschen Gemeindeordnung auch hier vollstän-

Der Festakt war festlich mit Fahnen, Blumen und Grün geziert und als Gäste waren eine große Zahl von Vertretern der Behörden, der Partei und ihrer Gliederungen, der Wirtschaft, der Berufsstände wie der Schulen anwesend. Eine besonders feierliche Note verliehen die Darbietungen des Trios Käßbender, Claßen, Sömar, die die Festkündigung mit Worten Johann Sebastian Bach's umrahmten.

Eingangs ergriff Amtsbürgermeister Wilms das Wort, um auf die Bedeutung des Einführungsfestes für die Stadt hinzuweisen u. die Anwesenheit der Gäste als ein Zeichen des Willens der Zusammenarbeit der Stadt mit allen und als ein Zeichen des Helfen-Wollens zu werten.

Ortsgruppenleiter Kinkel wandte sich mit eindringlichen Worten an die Ratsherren und Amtsältesten, um den Sinn dessen aufzuzeigen, daß ihnen eine Berufungsurkunde und eine Ernennungsurkunde überreicht werde. Ihn werde man erkennen, wenn man sich grundsätzlich über das Verhältnis zwischen Partei und Staat im klaren sei. Die Partei sei nun die Willensträgerin, ihr Wille sei des Volkes Wille. Und wer von ihr berufen sei, der könne sich vom Vertrauen des Volkes getragen fühlen. Der Staat sei das Vollzugsorgan des Willens der Partei. Hier trete klar die Einheit von Staat und Partei hervor: von der Partei berufen, von der Behörde ernannt. Weil sie zuerst von der Partei berufen seien, seien sie auch zuerst der Partei verpflichtet. Sie seien Exponent und Vertreter der nationalsozialistischen Weltanschauung auf kommunal-politischem Gebiet. Das schließe in sich treuen Dienst an Staat und Volk, an Stadt und Bürger. Als eine besondere Sorge für die Kreisstadt bezeichnete der Ortsgruppenleiter die Hebung des kulturellen Niveaus der Stadt.

Er überreichte dann die Urkunden und zwar den 12 Amtsältesten: Leo Spitz, Franz Hoyerath, Wilhelm Evers, Alfred Berghoff, Wilhelm Terhardt, Josef Effergeld, Heinrich Krey, Karl Stähler, Hubert Sattels, Heinrich Staat, Theodor Esser und Paul Stepprath; ferner acht Ratsherren: Emil Ley, Karl Stähler, Heinrich Staat, Heinrich Krey, Wilhelm Weber, Franz Hoyerath, Leo Spitz und Paul Grundmann.

Amtsbürgermeister Wilms vereidigte sodann die neuen Ratsherren und Amtsältesten, als Berater und Mitarbeiter des Leiters der Gemeinde, als Mittelspersonen und Vertrauensmänner zwischen der Gemeindeleitung und der Bevölkerung.

Am Schluß an den Festakt hielt er einen

kommunalpolitischen Rückblick und Ausblick

bei dem er zunächst kurz auf die Entwicklung Grevenbroichs hinwies, das in den 70er Jahren und später durch neue Industrie Aufschwung und manche Vorteile erhalten hatte. Nach dem Krieg hätten sich die Schattenseiten der Industrialisierung bemerkbar gemacht. Die schlimmsten Zeiten mit den hohen Erwerbslosenziffern sind noch gut in Erinnerung. Wie sehr sich dann wieder der Aufschwung im neuen Reich bemerkbar machte, zeigt die Zahl der Wohlfahrtserwerbslosen, die heute die niedrige Stellung von 120 erreicht hat. Darunter sind auch Arbeitsunfähige usw. zu verzeichnen. Insgesamt gibt die Stadt für diese 1400 Mann monatlich aus. Das Erstverdienst habe erfreulicherweise einen solchen Aufschwung zu verzeichnen, daß es heute den höchsten Beschäftigungsgrad seit seinem Bestehen erreicht habe. Auch „Blattmetall“ könne von einem Aufschwung berichten, wie auch die Maschinenfabrik. In der Textilindustrie sei die Lage noch nicht besonders günstig. Eine neue Industrie, eine Futtermittelindustrie sei an Stelle des früheren Hammerwerkes entstanden, am Weg nach Laach. Die Hebung der Landwirtschaft drücke sich deutlich in der Zahlungsfähigkeit aus. Agrarwirtschaftlich gesehen, habe sie weitere Fortschritte gemacht und mancher Musterbetrieb sei im Grevenbroicher Bezirk zu nennen.

Das Wachstum der Bevölkerung gehe weit über das normale Maß hinaus, Grevenbroich-Mitte habe seinen landwirtschaftlichen Charakter verloren; hier hätten Beamte, Gewerbetreibende, Privatangehörige ihren Wohnsitz, während die Außenorte Arbeiter- und landwirtschaftliche Bevölkerung hätten.

Amtsbürgermeister Wilms ging dann auf die finanzielle Lage von Stadt und Amt ein. Strenge Sparpolitik habe die Finanzverwaltung beherrscht.

Die Finanzlage wie auch die Vermögenslage seien besser geworden.

Die Festbeträge seien zurückgegangen. Das Amt Grevenbroich verzeichne einen Ausglick im Etat, der nicht zuletzt auf personelle Maßnahmen zurückzuführen sei. Der Fehlbetrag der Stadt sei auf 50 000 Mark gesunken. Im nächsten Jahr hoffe man auf eine weitere Senkung auf etwa 40 000 Mark. An Schulden hätten 23 000 Mark getilgt werden können. Wenn man sich für das kommende Jahr eine weitere Verringerung erhoffe, so müßten doch noch manche Wünsche zurückgestellt werden, um die Ausgaben möglichst zu beschränken. Auch an eine Steuerentlastung sei kaum zu denken.

Im Weiteren beschäftigte sich Amtsbürgermeister Wilms mit einigen wichtigen Punkten, die als vordringlich bezeichnet werden. Da ist zunächst die

Förderung des Wohnungsbaues.

Das soziale Problem sei eben das allerwichtigste. Wenn auch manche Neuwohnung in der letzten Zeit geschaffen worden sei, so sei doch der große Wohnungsmangel und die Wohnungsnot

nicht behoben. Die Zahl der privaten Neubauten sei zu gering, und dafür sei eine der ersten Ursachen der teure Bodenpreis. Da sei die Förderung der Errichtung weiterer Siedlungen und des Baues von Eigenheimen eine große Aufgabe, für die verschiedene Möglichkeiten und Wege beständen. Der Bürgermeister gab der Hoffnung Ausdruck, daß auch die Industrie diese Bestrebungen unterstütze, etwa durch Gewährung von Boden und Darlehen. In diesem Zusammenhang richtete er an die Bürgererschaft die dringende Bitte, mehr Verständnis zu haben für kinderreiche Familien; es gehe nicht an, daß man aus weniger wichtigen Gründen die Familien einfach aus der Wohnung herauswerfen lasse, vielleicht deshalb, weil man einen Monat einmal die Miete schuldig geblieben sei.

Als zweite Hauptaufgabe bezeichnete Amtsbürgermeister Wilms

die Förderung des Verkehrs.

Es bestünde das Bestreben, neue Umgehungsstraßen zu schaffen, an der nicht nur die Stadt, sondern auch andere beteiligt sein sollten. Dann war die Rede von geplanten Omnibuslinien, die das Kreisgebiet in nähere Verbindung mit der Kreisstadt bringen sollten. Vielleicht erhält auch die vorgeschlagene erfolgreiche „Braune Welle“ eine Nachfolgerin in der Kreisstadt.

Als drittes, das einer dringlichen Förderung bedarf, wurde wieder

das kulturelle Leben Grevenbroichs

genannt. Hier bezeichnet man als besondere Sorge, daß die heimische höhere Schule unter allen Umständen geliebt bleibe, die jetzt die hohe Schülerzahl von 170 erreicht habe. Auch auf den Ausbau des Berufsschulwesens müsse man sein Augenmerk richten, besonders was die weibliche Jugend angehe; hier erstrebt man eine Erweiterung hinsichtlich des hauswirtschaftlichen Unterrichts. Musik und Theater sollen nach Kräften gefördert werden. Das Musikleben der Kreisstadt ist für die Zukunft Studienassessor Wilms vom Realgymnasium anvertraut. Auch der Heimatpflege will man sich besonders annehmen. Hier sprach Amtsbürgermeister Wilms die Hoffnung aus, daß dem Heimatmuseum, das jetzt seine neue Stätte im alten Kloster gefunden hat, heimatförmliches Material usw. zur Vervollständigung, wenn auch leihweise, aus privaten Kreisen überliefert wird.

Mit einer Ehrung des Führers und dem Horst-Wessel-Lied wurde die Sitzung geschlossen.

Korschenbroich

Der Kirchenchor weicht seine erste Fähr

Der Kirchenchor der Reformationskirche Herrnhoff beging am Sonntag in feierlicher Weise das Patronatsfest. Vor dem Hochamt erhielt die erste Fährne ihre kirchliche Weihe. Die feierliche Ausführung der Darstellung der heiligen Cäcilia auf blauem Grund stammt aus dem Kunstatelier n den Wendenberg, Keweler. Nach dem Festakt sang der musische Chor das „Sublime Domini“. Eine mehrstimmige We der schönste der Feier. Kantor Grunze wies in einer Rede auf die Bedeutung des Tages hin und sprach den Säng- und Sängern seinen Dank aus für ihre stete Einigkeit, bei der Verschönerung der Gottesdienste.

Gehr

Ein Jahr NS-Frauenchaft

Die NS-Frauenchaft fand sich im Saale von Heint. 9. zusammen. Ortsfrauenchaftsleiterin Fr. Krimmmann begrüßte die Anwesenden besonders Stützpunktleiter Jenner sowie den Ortsbeauftragten des NS-Führers. Sie betonte, daß dieses Fest auch gleichzeitig das einjährige Bestehen der NS-Frauenchaft sei und daß in dieser Zeit schon schöne Leistungen und Erfolge erzielt worden seien.

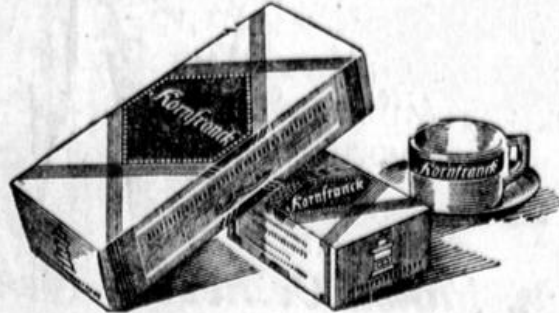
Dann brachte der NS-Führer unter der Leitung von Fr. Franken Gedichte, Theaterstücke sowie Reigen und Tänze in bunter Reihenfolge. Zum Schluß fand Stützpunktleiter Jenner noch Worte des Dankes und gemahnte die Frauen, in Kameradschaft und Opferbereitschaft weiter zu arbeiten.

Großmarkt für den Nährstand zu Krefeld, 27. November 1935

Großhandelspreise je 100 kg.

Weizen, rhein. 76/77 kg. ab Erzeugerstation W 16 20.20, ab Erzeugerstation W 19 20.60, Roggen, rhein. 71/73 kg. ab Erzeugerstation W 15 16.50, ab Erzeugerstation W 18 16.90, Futtergerste, rhein. 61/62 kg. ab Erzeugerstation G 12 17.30, ab Erzeugerstation G 14 17.60, Hafer, rhein. 48/49 kg. ab Erzeugerstation G 18 16.00, ab Erzeugerstation G 16 16.40, ab Erzeugerstation G 18 16.60, ab Erzeugerstation G 19 16.70, Anstaltsergieße frei Schiff Reddingen 23.00—23.50; Weizenmehl Type 790 für W 16 28.20, W 19 28.20, Roggenmehl Type 997 für R 15 22.95, R 18 23.15, Roggenstrot Type 1800 für R 15 19.45, R 18 19.65, Weizenkleie Grundpreis W 16 11.95, W 19 12.15, Grundpreis 12.50, Weizenkleie (Vollmehl) Mühlenpreis 13.65—14.00, Weizenmehl 16.50—17.50, Roggenkleie Grundpreis R 15 10.55, R 18 10.80, Grundpreis 11.15. (Mehl zusätzlich 0.50 M. M. Preisausschlag bei Abnahme von mindestens 10 Tonnen frei Empfangsstation gemäß Anordnung 9 der W. R. Auf- und Abchläge gemäß Anordnung 8 der W. R. Kleie ab Mühle.) Roggen- und Weizenstroh gereicht 2.90—3.15, Weizenheu 8.00—8.50, Roggenheu 5.90—6.75, ab rhein. Station.

em Vertrauen geht die Ueberzeugung voraus.



Wer durch den feinen Geschmack, die Bekömmlichkeit und die große Preiswürdigkeit des Kornfrank überzeugt wurde, bleibt dabei. Er weiß:

Aus 1/2 Pfd. für 25 Pfg. macht man 100 Tassen. 4 Tassen kosten 1 Pfg.

weil Kornfrank lebt süß & gut!

Heber dieses Abrechnung der nebenbeimert gefehlt, die ins Fadelzuge am 2 daß der Heimatf

Unpolitische Chronik

Neu, 1. Dezember 1935

Und nun die Danksagung!

So, nun knabbern wir morgen auch den letzten Monat des Jahres 1935 an, den Dezember.

Dezember, das bedeutet Winter, das bedeutet Adventszeit, das bedeutet Weihnachtszeit, und in jedem dieser Worte liegen Aufgaben, Pläne, Programme, Absichten und Fragen, über die sich der unpolitische Chronist dann doch lieber „schludersiv“ verbreiten will, wenn die einzelnen Dinge noch näher gerückt sind; er will seinen treuen Lesern und Lesern nicht zumuten, daß sie nun hier wieder die üblichen „1000 Worte Quatsch“ hören müssen, die man ganz gut doch auf längere Zeiträume verteilen kann. Denn der Chronist ist bewegter Mensch als insofern und deswegen, weil nun eben die frohliche und seltsame Zeit herankommt, von denen die Erwähnung doch auch ein bißchen mitbekommen, am wenigsten allerdings der sogenannte „Gaukelhändler“, den die Rolle des Danksagenden nicht ungerne über sich selbst. Eigentlich dürfte es so Gedanken zu garnicht geben, wenn man sich der Vorweihnachtszeit nähert, aber wir armen, armen Menschen sind gar so traurig dran, weil eben in alle die irdischen Freuden dieser Welt der „Portemonnaie-Faktor“ eine so wichtige Rolle spielt.

Aber, wie gesagt: wir wollen lieber mit solchen Erwägungen in der Zeitung bremsen; wir — die es angeht —, wir Männer wollen nur zuweilen in welchem Heidenmuth daran denken, und wir wollen uns mit jener Heiligkeit und mit jenem Heidenmuth wappnen, der unserem Geschlechte eigen ist. (Hö—hm!). Denn wir haben verdammt (Verzeihung!) nichts zu lachen, und wenn wir nicht eben doch zuweilen uns etwas zu lachen machen, dann wäre es schlimm.

Uebrigens scheint das Leben offenbar beim Meer außerordentlich unbeliebt zu sein, es sei denn, daß es sich in diesem vorliegenden Falle um einen Druckfehler handelt; auf einem Meeresblatt, auf dem die körperlichen Mängel aufgeführt sind, die bei der Beurteilung der Dienstfähigkeit zu beachten sind, steht auch „chronische Heiterkeit“. Damit wäre also der einig zum Schrecken aller Untertanen, Sergeanten und Feldwebel ununterbrochen grinsende Soldat, der ganze Kompanien durcheinandermacht, aus dem Meer verschwinden, wenn es nicht doch wirklich ein Druckfehler wäre, der eigentlich „chronische Heiserkeit“ bedeuten wollte.

Uebrigens hat diese Festschließung nichts, aber auch garnichts mit meiner beabsichtigten Dezemberbetrachtung zu tun, in der eigentlich schon „der ferne Duft der Tannen und das Glimmern der Kerzen“ — so las ich dieser Tage mal — „höflich“ sein müßten, dazu gehörte ja nun ein besonderes Organ, mit dem man Duft und Licht hören könnte; und wenn wir es könnten, würden wir uns ja auch alle zusammen vorläufig noch die Ohren zuhalten, weil wir nun nicht ja ununterbrochen in „Weihnachtsstimmung“ machen“ wollen. Alles zu der Zeit!

Vom Rayan in der Festschließung

Es war einmal ein Mann — nein, so darf man diese Geschichte nicht anfangen zu erzählen; sie käme dann gleich in den Bereich der Märchen zu sein; aber was hier erzählt wird, das ist kein Märchen sondern eine wahre Geschichte, die in der Zeitung gestanden hat.

Im Polen war ein Mann, der seinen Wert darauf setzte, polnischer Soldat zu werden; solche Leute soll es in manchen Ländern auf der Erde geben, das wissen wir. Namentlich in Zeiten des drohenden oder gar des ausgebrochenen Krieges sind solche Leute nicht gerade selten. Man nannte sie früher „Schlichte und einfache“, „Drücker“, soßen sie sich alle Mühe geben, sich so zu stellen und aufzuführen, als seien sie körperlich nicht in der Lage, die Waffen zu tragen; nicht, als ob die Waffen ihnen etwa zu schwer wären, sondern weil sie eben damit rechneten, daß in einem Kriege einmal jemand auf sie böswilligerweise schießen könnte, oder daß sie im Falle des Friedens so allerlei Dinge tun, lassen oder näher kennen lernen müßten, die sich mit ihrer Lebensauffassung nicht gut vertrügen. Dazu zählt man gemeinhin die Gestaltbetrachtung, den Kameradenhof und sonstige wackelige Einrichtungen, die nun einmal mit dem Soldatenleben untrennbar verbunden sind.

Ein solcher Mann aus Lodz hatte eine unüberwindliche Abneigung gegen sein eigenes Heidentum und ein sicher begründetes Mißtrauen gegen sein eigenes Herz. Infolgedessen gab dieser Mann seine polnische Staatsangehörigkeit vor wenigen Jahren gegen die Staatsangehörigkeit zu — — — Abessinien her; denn Abessinien war ja so weit weg, und niemand konnte ahnen, daß ...

Na, indem wir sagen, daß der Held Abessinier wurde, haben wir die Pointe dieser schönen Geschichte schon vorweg genommen; aber es war nicht zu vermeiden. Unter „Abessinier“ wurde nämlich durch einen Gestaltungsfehler erreicht: er sollte Soldat werden, abessinischer Soldat, und er sollte seine Wahlheimat gegen die dräuenden Gefahren verteidigen. Aber nun war ihm die ganze abessinische Wahlheimat doch nicht so sehr an das Herz gewachsen, als daß er sich ihr zu Liebe ein Loch in den Bauch schießen lassen wollte, ja, ihn schredete vielleicht schon der Gedanke, im abessinischen Heere mitmarschieren zu müssen, wo es bekanntlich — wir haben es gelesen — nicht einmal Stiefel für die Soldaten geben soll. Anstelle seines an sich eigenen Körpers schied deswegen der „Abessinier“ in der Fremde“ seinem laienhaft-abessinischen Herrn 500 gute Dollars, mit denen der Kaiser von Abessinien wahrscheinlich viel mehr machen kann, als mit einem solchen Soldaten. Abessinien wird sicher dieses Opfer annehmen, oder aber, es erscheinen eines Tages in Lodz ein abessinischer Unteroffizier mit einem Mann und kommen diesen Heidenhohn holen, um dann ganz sicher den Krieg zu gewinnen.

Wie es schließlich mit dem Lodzer Abessinier zu Ende gehen wird, wir werden es voraussichtlich niemals erfahren; aber auch über diesen Schmerz werden wir hinüber kommen, zumal uns nur seine heitere Seite interessiert.

Alles zu seiner Zeit!

Ueber dieses Thema haben wir dieser Tage übrigens bei der Abrechnung der Martinszüge auch noch einmal gesprochen; nebenbeimerkt haben insgesamt rund 150 Mark an der Summe gefehlt, die insgesamt notwendig war, um die verschiedenen Fackelzüge am Martinstag zu finanzieren. Wir wollen hoffen, daß der Heimatfreunde-Vorlesende mittlerweile ein paar warme

Herzen irgendwo gefunden hat, die diesen Rest — dem Stadteil, den er im Wesentlichen gefehlt hat, hingegeben haben.

Aber über diese Sache wollte sich hier der Chronist nicht verbreiten, vielmehr über das bei solcher Gelegenheit noch einmal behandelte Thema: „Was sollen wir am Martinstag den Kindern schenken, wenn sie von St. Martin beschenkt werden?“ Der unbefangene Zeitgenosse, der sich mit solchen Dingen nicht zu beschäftigen pflegt, wird schlicht und einfach sagen „Nix!“ Denn er weiß nicht, daß alle Schulkinder und auch noch kleinere Kinder in Stadt und Land von St. Martin ein kleines Geschenk erhalten; bei uns einen Geldschein; und um diesen Geldschein handelt es sich. Es gibt Leute, die diesem Geldschein an den Armen wollen, wenn er einen hätte; über dieses sehr ernste und außerordentlich wichtige Thema hat der Chronist vor 3 Wochen hier schon einmal mit unglaublichem Temperament gesprochen. Aber damit war das Thema nicht aus der Welt geschafft, war die wichtige Frage noch nicht gelöst. („Schön, wenn man keine andere Sorgen hat!“ werden liebeswürdige Leser sagen; aber sie sollen nur die Klappe halten und lieber im nächsten Jahre etwas mehr für den Martinszug geben, wenn?“) Es gibt Leute, denen das zu frühe Erscheinen des Geldscheines ein Dorn im Auge ist; so aus Gründen der seriösen Heimaufklärung und so. Man will den Martinszug nicht umbringen, weil man ihn und sein Erscheinen auf die Nikolauszeit beschränken will, in die er — zugegebenermaßen! — ja auch hineingeht. Aber was sollte man sonst den Kindern am Martinsabend anders verabreichen? Diese Frage richte ich schmerzhaft an den Himmel, da wir ja nun einmal nicht jedem der Schulkinder eine gutgemeinte Martins-Gans geben können. Nein, dieses können wir mitnichten, liebe Naturundheimatforscher, und wir entbehren eines anderen martinischen Symbols, das eben so gut wie der Geldschein vor den Augen der Kinder und vor allem vor den Augen des Neufers Kindes bestehen könnte.

Und so möchte denn der unpolitische Chronist das letzte und entscheidende Plaidoyer für den Geldschein halten: „Lassen sie ihn leben, meine Herren Verhörener, heißen sie ihn unglücklichsten Falles den Kopf ab, reißen sie ihn meinetwegen auch ein Bein aus. Aber, — lassen sie ihn leben. Mitnichten hat diese Gestalt und mitnichten hat dieser ehrwürdige Alte den Tod verdient oder denn doch die Zurückweisung in einen engeren Lebensraum; lassen sie ihn vor allen Dingen leben, meine Herren Verhörener, weil sie ja gar nichts anderes, Bejesses oder Bekannteres an seine Stelle setzen könnten; könnten sie, dann dürften sie: Aber sie können nicht; halten sie fest mit uns an der noch jungen aber doch irgendwie fundamentierten Tradition, verlassen sie sich nicht mit den Vätern, von denen einer ja ein ganzes Jagdregiment mobilisieren könnte wenn er wollte, lassen sie vor allen Dingen auch der Jugend jenes große, stille Vergnügen, das darin besteht, einleitend dem Geldschein am Martinsabend auf dem Heimweg den „Kopf“ abreißen zu können. Lassen sie ihn leben, meine Herren Verhörener, und ich schließe mein „Plaidoyer für den Geldschein“ mit dem klassischen Zitat aus dem Wallenstein: „(Donnerwetter, nun habe ich das Zitat vergessen!)“

Nachmal's „Der alte Jolan“

Zu der Veröffentlichung unseres Bilderaufsatzes über den alten Jolan erhalten wir folgende Zuschrift, die sicher unsere Leser interessieren wird.

„Wenn man die Bilder am Samstag in der Zeitung sah, so kamen einem allerhand Jugenderinnerungen auf, auch die Erinnerung an Jugenderinnerungen. Auf dem einen Bild sieht man noch im Vordergrund die alten Stallungen des Reitvereins, die in den 80er Jahren gebaut wurden; oft genug haben wir diese Ställe an den Reintagen belagert, um ein Pferd zur Reinnahme zu führen zu dürfen oder einen Koffer oder Sattel zu tragen, womit man auf diese Art Zutritt zur Reinnahme bekam. Gleich vorne auf dem gleichen Bild ist auch das alte Zollamt sichtbar gewesen und das alte Feuerwehrrdepot; von hier aus haben wir oft genug geholt, die Schiffe der Batteriekräfte hinaufzuführen. Auch die Landstraße weckt natürlich Erinnerungen an „Jell's Schuppen“; es hatte seinen Ankerplatz am alten Kran, und es dazwischen und Kartoffel. In jedem Jahre kam das Schiff von der Höl, und man konnte dort für ein paar Pfennige Apfel kaufen. Ein wenig weiter lag die Landungsbrücke des Dampfschiffchens, mit dem man für 20 Pfennige nach Düsseldorf fahren konnte. An Wochentagen fuhr es morgens



Der Weihnachtswunschkettel wird durchtelefoniert

schon um 6 Uhr das erste Mal ab; es beförderte auch Neuffer Bäder nach Düsseldorf, die dort ihr Brot und ihre Wenden absetzten; im Sommer waren es auch die Neuffer Landwirte und die Landwirte des näheren Hinterlandes, die mit ihrem Obst (Stachelbeeren, Johannisbeeren usw.) zu Schiff nach Düsseldorf fuhren, um ihre Produkte dort zu verkaufen, da die Nachfrage in Neuß nicht ausreichte, um die Vorräte zu erschöpfen.

Als junge Burschen haben wir im Hafen viel Freude erlebt; die großen KieSHAUSEN und die dort lagernden Stapel von Holzstämmen waren ein ideales Gebiet, um „Mäuer und Schandig“ zu spielen; unsere Feldzugspläne konnten natürlich auf die in Ihrer Samstagsnummer abgebildete Eisenbahnbrücke nicht verzichten; es entwickelten sich hille, hille Kämpfe zwischen dem Brückenwärter und den „Mäuer und Schandig“; aber die Brücke mußte genommen werden, weil wir über diese in die eigentlichen Jagdgründe in die Schachtlöcher und in die Rheinwiesen mußten; bis dorthin zogen sich nämlich unsere erbitterten Kämpfe.

Später wurde übrigens eine Holzbrücke über den Erftkanal gebaut, wenig aber dem Wasserpiegel gleich in der Nähe der Eisenbahnbrücke; sie wurde ausgefahren, wenn Schiffe kamen; auf dieser Brücke gelangte das Vieh auf die jenseitigen Weideplätze; die Viehtransporte kamen mit der Bahn an, um auf dem Montagsviehmarkt verkauft zu werden. Oft wurden 1000—1400 Stück Vieh aufgetrieben; auch an diesen Transporten nahmen wir Jungen immer lebhaften Anteil; oft genug schloß diese Expedition auf den Dammhagen Schaulen ab.

Wenn im Winter der Frost kam, vermittelte diese Brücke auch den nächtlichen Weg in die Schachtlöcher und zum „Kohberg“ (das war die Böschung an der Viehbrücke). Am Kohberg stiegen die Schlittenpartien, wozu früher häufiger und länger Gelegenheit war als heute. In den Schachtlöchern und am alten Rhein betrieben wir unseren Eisport und noch einen, auch damals schon etwas unbeliebten Sport, indem wir — allerdings mit ganz bescheidenen Mitteln und mehr aus Unternehmungslust als aus „Ventegier“ — den Fischen nachstellten.

Im Herbst 1876 feierte an einem Sonntagnachmittag ein schwerer Sturm ein; dabei wurde auch ein Kahn mit 6 Neuffer Jungen in die Flut getrieben, die alle, als der Kahn kippte, elend ertranken. Bei diesem Sturm ging es wüst her im Neuffer Hafen, zumal damals das Wasser über die unregulierten Ufer getreten war. Viele Schiffe riß der Sturm los, und man konnte später noch die Schleppluren der Ufer sehen, die in die Wiesen gefurcht waren. 20 große Pappeln zwischen Hafen und Bahn wurden damals ebenfalls Opfer des Sturmes. Ihn die gleiche Zeit herum, ich glaube in dem anidieffenden Winter, ist übrigens beim Eislaufen auf dem alten Rhein oder auf den Schachtlöchern einmal eine ganze Kette von Schlittschuhläufern auf dem „Gummi-Eis“ eingebrochen, ohne daß dabei allerdings etwas Ernstes passiert wäre.

So weit der Einfelder! Ganz sicher gibt es noch eine Menge anderer Geschichten, die mit dem alten Hafen verknüpft sind; man müßte sie eigentlich sammeln, ehe sie mehr und mehr verschwinden.

„Geschichten um den alten Hafen“ — wäre das nicht vielleicht ein Sammelband für gewisse Forscher aus dem Kreise der Heimatfreunde? Auch hier sollte zugehört werden, ehe der moderne Hafen den alten Hafen ganz in den Hintergrund rückt und die Erinnerung an ihn sich mehr und mehr verflüchtigt, je weniger von den „Alten“ dazu noch einmal das Wort ergreifen.

„Der Rhein, Düsseldorf's Thron, nicht Düsseldorf's Kranz!“

Geographie ist immer nicht ganz einfach gewesen und ist keine Glückssache; sie hat ihre Tücken; wir wissen das von der Schule her, wie eben alle menschliche Weisheit nicht für jeden weder zu erwerben noch zu ertragen ist.

Nach solcher Vorrede kommen wir zum Kern dieser gleichfalls sehr schönen Geschichte. In der Nummer 295 der „Premer Nachrichten“ wird vermeldet, daß ein Fischer, der auf der deutschen Seite in der Nähe der Hohenzollernbrücke fischte, ein seltsames Ereignis gehabt habe. Welcher Natur dieses seltsame Erlebnis war, das interessiert uns weniger, als eben die Tatsache, daß es in Köln am Rhein eine deutsche und eine nichtdeutsche Seite gibt.

Die Deuter werden sich eine solche Behauptung sicher energisch verbitten. Im „Demminer Tageblatt“ wird eine nicht alltägliche Leistung infolge eines tüchtigen Druckfehlers vollbracht: dort wird nämlich in Nr. 250 von einer Sache berichtet, die folgendermaßen ausfällt: Es galt einen in das Wasser gefallenen Menschen zu retten; aber das Wasser war sehr unruhig, und man mochte nicht gern ohne irgendwelche Hilfsmittel in die Fluten des Meeres steigen; die Sache geht dann wie folgt weiter: ... es fand den hilfsbereiten und tapferen Motorradfahrer kein Hilfsmittel mehr zur Verfügung; sie warfen kurz entschlossen die Kleider ab, pumpten den Motorverdrahtung ihres Motorrades auf und mit diesem provisorischen Rettungsring durch die Brandung erreichten ... „u. u. und brachten ihn auf das Trockene.“

Zu solcher Leistung kann man nur gratulieren!

Diaz

Allerlei Kurzweil

Spaß muß sein!

Lehrer: „Um Gottes Willen, Bill, woher hast du denn deine schmutzigen Hände?“

Bill: „Ich habe mit mein Gesicht gewaschen!“

Das ist etwas anderes.

Der berühmte Tänzer gab eine Vorstellung. „Muß schwer sein, so ein Solotanz!“ meinte einer der Zuschauer.

„Nicht daß ich wußte“, sagte ein anderer. „Ist kein Mensch da, dem man auf die Füße treten kann, was soll dann daran schwer sein?“

Espanische Krise

Vier Freunde sitzen im Café. Der eine seufzt, der andere ächzt, der dritte stiert schweigend vor sich hin. Da haut der vierte mit der Faust auf den Tisch und ruft: „Wollt ihr jetzt endlich aufhören, von dieser verdammten Krise zu reden!“ (Mundo Gráfico, Madrid.)

ausfüllen

erubauten sei zu gering, der teure Bodenpreis, weiterer Siedlungen große Aufgabe, für die ständen. Der Bürger auch die Industrie durch Gewährung von ummenhang richtete er mehr Verständnis ehe nicht an, daß man milien einfach aus der t deshalb, weil man öblieben sei.

te Amtsbürgermeister

chrs. gstraßen zu schaffen, y andere beteiligt sein den Omnibuslinien, ig mit der Kreisstadt rigrifährte erfolgreiche der Kreisstadt.

berung bedarf, wurde

broids

dere Sorge, daß die umstände gelidert n 170 erreicht habe. wefens müße man ie weibliche Jugend rung hinsichtlich des Musik und Theater Das Musikleben der sior Wilmers vom eimatpflege will h Amtsbürgermeister tnujeum, das jetzt dat, heimatfundiödes em auch leihweise,

nt Porz-Weißel-Lied

ie Rah.

Derren-ff beging onatsfest Vor dem childe Ehe. Die der heilige Cecilia kstakter n den t lang der müßte timmege We ver- es in einer rache ch den Sängi, und te Einflüßere-ast

ie von Heint. N.

Kindermann be eiter Gennet fowi. Sie betonte, daß Bestehen der M- n schöne Leistungen

g von Fr. Franken Tänze in bunter eiter Gennet noch t, in Kameradschaft

November 1935

W 16 20.20, ab Er- 3.80, ab Erzeuger- 16.90, Futtergerste, ab Erzeugerstation 13.16.00, von 8.18.60, ab ei Schiff Neudingen 28.20, W 19 28.20, 23.15, Roggenidrot

gentleiste Grundpreis eigenaristie (Woll- 16.50—17.50, Rog- Ganselpreis 11.15, Abnahme von min- Anordnung 9 der 8 der W. A. Aieie 2.90—3.15, Wiesen- Station.

Preis-

weiß:

güd!



Abessinien - wie es ist

Ein Querschnitt durch Land und Volk
des schwarzen Kaiserreiches
VON KARL FISCHER

ZEKUSCH

(1. Fortsetzung.)

Darauf gab es keine Antwort wie gewöhnlich unversöhnlicher Vernunft gegenüber, und je mehr er über die von meinen Verwandten begangenen Fehler sprach, um so klarer wurde mir, daß wir einen Abessinier an die Spitze unseres Ministerrats stellen sollten.

Eines Abends, als ich dieser ständigen Ausflüge in die Vergangenheit schon müde war, deutete ich dem Regenten an, daß es ratsam wäre, unser Gespräch den heiligen Stätten zuzuwenden.

Er überlegte den Vorschlag eine Weile und sagte dann: „Es war einmal ein britischer General, der herkam, um über einen neuen Vertrag zu unterhandeln. Er war ein netter Mensch, und wir mochten ihn leiden. Wir hätten den Vertrag unterzeichnet, wenn er geneigt gewesen wäre, unsere Bräute zu achten. So aber verurteilte er, uns im Tempo Londons laufen zu machen, und das lehnten wir ab. Nach unserer Sitte hätte er mindestens einen Monat warten müssen, bevor er den Gegenstand seiner Sendung zur Sprache brachte, aber sehen Sie, er war nur ein Brite ...“

„Und was geschah schließlich dem General?“
„Das ist eine traurige Geschichte. Wir mußten ihm eine Lektion in äthiopischer Etikette erteilen. So sagten wir zuerst, daß einer meiner Bettern dritten Grades auf der Reise gestorben sei und während der Trauerzeit keine Staatsgeschäfte durchgeführt werden dürften. Wir trauerten sechs Wochen. Dann kam die Fastenzeit. Die nahm uns wieder sieben Wochen. Mittlerweile wurde es Frühling, und der Tag rückte näher heran, an dem man nach altem äthiopischen Brauch erwartet, daß der kaiserliche Hof und alle Würdenträger des Landes eine starke Dosis eines Abführmittels einnehmen. Man nennt das in unserer Sprache „Kassa“, und es werden eine Woche vorher und zwei Wochen nachher keine Audienzen erteilt ...“

Lange herrschte Schweigen in dem Speisesaal des kaiserlichen Palastes in Addis Abeba.

So verging noch ein Monat. Unser Gastgeber begann sich für die tatsächliche Herrschaft in Italien zu interessieren, und es schien, als würden wir endlich von dort das Mittelmeer nach Palästina durchqueren können.

Eines Tages erhielten wir den Besuch des ehrenwerten Ministerpräsidenten. Seine hellen Augen und seine stark entwickelte französische Sachbildung verrieten die Tiefe seiner Aufregung. Zum ersten Male in der Geschichte der Nachkommen der Königin von Saba ließ sich eine Kaiserin von Abessinien herbei, in Gegenwart Fremder Nahrung zu sich zu nehmen. Als der Ministerpräsident wieder der Sprache mächtig war, bemerkte er, jetzt sei die Gelegenheit günstig, um seinem Gebieter meine Sammlung von Germanen zu überreichen.

Als das Bankett zu Ende war, lud man mich ein, die gezähmten wilden Tiere der kaiserlichen Majestät zu besichtigen, und wir bewegten uns eine Weile in der Gesellschaft eines Dutzends Löwen, Panther und Tiger, die in einer geräumigen Halle frei herumspazierten.

Am folgenden Morgen überreichte ich dem Regenten die berühmte Dokumentenmappe. Die ganze Zeremonie dauerte weniger als fünf Minuten, aber ich hatte 127 Tage gebraucht, um dahin zu gelangen. Meine Aufgabe war erfüllt, und dem Völkerverbund lag es ob, das übrige zu tun ...“

Vielleicht hat der gute Großfürst ein wenig übertrieben, aber in der Tat unterscheidet sich die abessinische Etikette bei Staatsverhandlungen ganz wesentlich von der der übrigen Länder.

Abessinier oder Äthiopier?

Abessinien bedeutet in Wirklichkeit nicht das Reich des Negus Negesti, sondern nur das Kernland, von dem aus südliche, östliche und nördliche Provinzen erobert wurden. Erst das vergrößerte Reich erhielt den alten Namen Äthiopien, der auch der offizielle Name ist, wenn auch die Bezeichnung Abessinien gebräuchlicher geworden ist.

Die rassistische Zusammensetzung des Stammlandes ist heute noch unklar. Sicher ist, daß die Abessinier eine gute Portion semitisches Blut in sich tragen. Woher aber das semitische Blut gekommen ist, ist leider nicht genau zu sagen. Bekannt ist die Legende von der Königin von Saba und dem jüdischen König Salomo. Ihr gemeinsamer Sohn Menelik soll die gegenwärtige Dynastie gegründet haben, die mit Ausnahme von 300 Jahren ziemlich genau 2800 Jahre über Abessinien regiert hat.

Die Abessinier selbst glauben nun, daß dieser erste Menelik zeitweise nach Palästina zurückgekehrt sei und von dort zahlreich Juden mitgebracht habe. Andere führen den semitischen Einschlag des Stammlandes auf Einwanderungen aus Arabien und wieder andere auf jüdische Flüchtlinge aus Ägypten zurück. Vor dem ersten Menelik scheint das Land von Negyptern regiert worden zu sein, aber auch hier gibt es andere Versionen, die sich auf uralte ägyptische Dokumente stützen und nach denen es eine besondere äthiopische Dynastie gegeben hat, die bis auf das Jahr 5000 vor Christi zurückgeht. Sicher ist aber über die Frühgeschichte des Reiches nicht zu erfahren.

Die Bevölkerung setzt sich zum größten Teil aus „semitischen Abessiniern“, dann aber auch aus Gallas, dem zweiten großen Stamm Äthiopiens, Somalis, die von der Küste stammen, und allen möglichen anderen Stammesvertretern des riesigen Reiches zusammen. Man versteht sich mit ungeheurer Beredsamkeit auf amharisch, der Verkehrssprache ganz Äthiopiens, die wahrscheinlich eine westsemitische Sprache und mit dem Arabischen, Hebräischen, Phönizischen usw. verwandt ist. Alte Ortsnamen und alte Dokumente stammen jedoch häufig noch aus dem Alt-Äthiopischen, einer dem Ägyptischen verwandten hamitischen Sprache.

Der Abessinier daheim

Eine abessinische Familie ist eine christliche Familie (soviel auch Fremdes in manchen Riten der Kopten stecken mag), also sollte sich das Familienleben vom europäischen nicht sonderlich unterscheiden, meint man — abgesehen natürlich von der rassistischen Verschiedenheit. Das ist in Wirklichkeit nicht der Fall. Zwar ist die Vielweiberei bei schwerster Strafe verboten, aber das hat nicht gehindert, daß sich in Abessinien Ehen herausgebildet haben, die alles in den Schatten stellen, was europäische oder amerikanische Ehepsychologen als der Weisheit letzten Schluß vor ertlichen Jahren gepredigt haben.

Die Abessinier kennen nämlich seit Jahrhunderten außer der unlosbaren christlichen Ehe die sogenannte Kameradschaftsehe in allen nur denkbaren Formen. Eine Ehe kann zum Beispiel auch in einem Vertrag bestehen, der in gegenseitigem Einverständnis jederzeit gelöst werden kann; auch die finanziellen Auseinandersetzungen, die bei Eingehung oder Lösung einer solchen Ehe entstehen könnten, werden bereits in dem Vertrag geregelt. Ehe Nr. 2 ist die richtige Kameradschaftsehe, die nach zwei Jahren entweder erlischt oder in eine dauernde Verbindung übergeht. Nr. 3 ist eine Ehe für einen bestimmten Zeitabschnitt, der in gegenseitigem Einverständnis immer wieder um den gleichen Zeitraum verlängert werden kann. In diesem Fall muß der Mann sich verpflichten, seiner Frau ein angemessenes Einkommen zur Verfügung zu stellen. Das Wertwürdigste ist nun, und darin sind die Abessinier den kulturbolschewistischen Eheleuten weit voraus, daß manche dieser Ehearten gleichzeitig geschlossen werden können, ohne daß der Mann gegen das Ehegesetz verstößt. Natürlich können sich nur reiche Leute einen solchen Lebenswandel gestatten, denn das Heiraten ist in Abessinien so schon teuer genug. Die Frau sieht nämlich ziemlich hoch im Wert, was man auf den Sklavemärkten, auf die wir später zurückkommen werden, bemerken kann; eine Frau wird hier etwa doppelt so hoch bewertet, wie der Mann.

Im allgemeinen sind aber die Ehegesetze sehr streng. Blutsverwandte dürfen überhaupt nicht heiraten, so zum Beispiel nicht Väter und Söhne. Darüber hinaus können aber auch bloße Patenverwandte, die nach unseren Begriffen überhaupt nicht verwandt sind, nicht heiraten. Noch eigenartiger ist die Bestimmung, daß junge Leute, die im gleichen Haus groß geworden sind, keine Ehepaare werden können (nach Hermann Norden). Ein Filmstar hätte es in Abessinien nicht leicht, denn er dürfte nicht mehr als dreimal eine Ehe eingehen, und diese Zahl hat er ja in God's Own Land meist schon mit dreißig Jahren erreicht. Auch sonst sind die Frauen in Äthiopien benachteiligt, sobald sie erst auf feuchzig Jahre zurückblicken: Für diese gibt es kein Eheglück mehr, aber diese Beschränkung werden die männlichen Abessinier zu tragen wissen.

Im übrigen pflegt der eigentliche Abessinier das Familienleben sehr, obwohl ihm meist schon in sehr jungem Alter eine Frau gegeben wird, die oft nicht älter als acht Jahre ist. Unter diesem Alter dürfen Mädchen nicht heiraten.

Eigenartig ist die Namensgebung der Kinder. Sie werden durchweg nach den ersten Worten benannt, die die Mutter nach ihrer Geburt spricht. Meist denkt die Mutter nach den Schmerzen der Geburt nicht an die Bedeutung ihrer ersten Worte, so daß zuweilen die seltsamsten Vornamen zustande kommen. Es ist immer nur ein purer Zufall, ob ein Mädchen „violette Blume“ oder „Telegraphendraht“ heißt. In der Sitten selbst liegt natürlich ein tiefer symbolischer Sinn: Die letzten Gedanken der Mutter bei der Geburt soll das Neugeborene in seinem Namen als stetes Andenken mit sich tragen. Der Abessinier empfindet daher auch die Komik nicht, die für europäische Ohren in manchem Namen liegt. Sehr langweilig sind die amharischen Vornamen für uns übrigens nicht.

Die Hauptbeschäftigung der Frau ist das Spinnen und Weben von Baumwollen. Aus den Fäden werden dann die schwarzen, mit einem bunten Streifen verzierten Mäntel, die Schammas, gewebt, die der Stolz eines jeden Abessiniers und vor allem eines jeden Bewohners der Hauptstadt sind. Englische Baumwollgewebe werden natürlich in Massen eingeführt, aber ein Abessinier, der etwas auf sich hält, läßt sich höchstens das sichtbar getragene Beinleid, nicht aber seinen schwarzen Mantel aus dem englischen Stoff anfertigen.

— und auf dem Markt

Die meiste Zeit auf dem Markt von Addis Abeba verbringt man mit Unterhaltungen, wozu man ab und zu ein Glas Talla, abessinisches Bier, trinkt, das aber meist zu Hause gebraut wird. An Unterhaltungsstoff und Unterhaltungslust mangelt es dem Abessinier nie (vielleicht ist darauf die vom Großfürsten Alexander berichtete Hofetiquette zurückzuführen?) und jetzt natürlich ganz besonders nicht, zumal die

Bewohner von Addis Abeba seit kurzem die Möglichkeit haben, sich durch eine amharisch geschriebene Tageszeitung über alles politische Geschehen auf dem laufenden zu halten.

So groß das Land auch ist und so klein die Zahl der Verbindungen — die Hauptstadt hat zum Beispiel nur eine Telegraphenleitung nach dem nördlichen Adua —, so gibt es heute doch keinen Äthiopier mehr, der nicht wüßte, daß man sich wieder einmal sehr reichlich mit seinem Land beschäftigt.

Da man in Abessinien keine Eile hat, bleibt trotz der ausgedehnten Klauereien immer noch Zeit genug, eintausen zu gehen. Man kann dabei die Beobachtung machen, daß die einheimischen Waren als da sind Gefäße, abessinischer Hopfen, die schon erwähnten Schammas, Schmuckstücke aus Zinn oder Kupfer usw. gern gekauft werden, während europäische Waren keinen großen Anklang finden, so große Mühe sich auch die europäischen Länder, vor allem Italien in der Konfliktzeit, ferner Indien und Japan zu geben scheinen. Ein Beweis hierfür ist u. a. die Tatsache, daß der Abessinier für das Fahrrad, falls er nicht in der Hauptstadt wohnt, nicht recht zu haben ist und Pferd und Mauleisel bei weitem vorzieht.

Daß Schirme in Addis Abeba sehr beliebt sind, weiß jeder aus den Bildern der illustrierten Zeitchriften. Man trägt den Schirm nicht nur als Schutz gegen Sonne und Regen, sondern auch als Symbol der Würde. Bekanntlich gehört ja auch ein großer roter Schirm zu den Attributen des Negus. In diesem Falle soll der Schirm eine Art Baldachin darstellen. Ein großer Vorrat von Schirmen ist daher in den Bazararen stets vorrätig.

Ein sehr beliebter Artikel der Bazarare sind Kreuze, sowohl griechische wie lateinische. Die letzteren sind nach Erinnerungsschildern aus der Zeit der Portugiesen, die das Land einmal erobern wollten und sich dann mit der Niederlassung als Missionare begnügen mußten. Später wurden sie ganz vertrieben.

Keine Marktzeit in der Hauptstadt ohne „Fantasia“ (augenblicklich sind diese Veranstaltungen besonders häufig). Die größte Fantasia findet am Tag der Christianisierung statt, der im Herbst liegt. Zunächst tanzen hierbei die Priester in vollem Ornat und mit raschenden Kreuzen; es folgt der sogenannte Kreuztanz, und dann schließt das Ganze mit einem großen Essen ab. Überall, in ganz Abessinien, sind diese Fantasien außerordentlich beliebt: sie greifen sogar tief



Zwei äthiopische Ras (Teilfürsten) in ihren prunkvollen Trachten

(Eckert/Schiff)

in das gesellschaftliche Leben der Eingeborenen ein. An manchen Feiern, so am Gedächtnistag für Menelik II., nimmt auch der Negus an den Festen teil. Er beschränkt sich jedoch meist darauf, sich, das Gewehr auf den Knien, dreimal um die Kirche tragen zu lassen.

Vom äthiopischen Kronprinzen und seinen Leidenschaften

Verhältnismäßig oft bekommt man in diesen Tagen den kleinen Kronprinzen von Äthiopien zu Gesicht. Es ist natürlich der Liebling des abessinischen Volkes und namentlich der Leute von Addis Abeba. Zahllos sind die Anekdoten, die über ihn umgehen und von vielen Abessiniern auch geglaubt werden. Zur Zeit kommt der kleine Prinz sich äußerst wichtig vor. Seine größte Leidenschaft ist der Film! Er läßt sich keine Gelegenheit entgehen zu filmen, was überhaupt nur filmbar ist, um den fertigen Streifen dann dem Negus vorzuführen.

Seine zweite Neigung gilt der Lokomotive. Er teilt diese Leidenschaft bekanntlich mit manchen anderen, erwachsenen Fürsten. Bei dem kleinen Prinzen ist sie besonders zu verstehen, denn es gibt ja nur eine einzige Bahnlinie in Äthiopien, und die von einem Schweizer erbaute Bahn ist bei den Eingeborenen, die nicht gerade in der Nähe der Strecke wohnen, noch immer eine kleine Sensation, obwohl sie schon ein recht hohes Alter hat. (Fortsetzung folgt.)

* MODE UND HEIM *

Licht, Luft und Sauberkeit!

Krankheit und Tod im Staub - Ueber die Hygiene im Heim

Übertriebene Krankheitsfurcht ist wenig angenehm, doch fast noch gefährlicher ist die Nachlässigkeit auf diesem Gebiet. Wie viele Menschen halten nicht die sogenannte "Hygiene" für eine ziemlich überflüssige Erfindung der modernen Zeit, die sich allenthalben wichtig machen muß. "Meine Großmutter hat nie..."

Gewiß, das mag zutreffen. Es verhält sich aber so, daß der menschliche Organismus sich in jeder Generation entsprechend den Lebensbedingungen verändert und daß wir Menschen von heute für manche Leiden dank der zeitlichen Körperdurchbildung weniger empfänglich, für andere jedoch hochgradig empfänglich sind. Wichtig ist daher die Beachtung der täglichen Hygiene im Heim. Denn dort umlauert uns ständig ein Heer von Gefahren.

Der Staub! Eine für die Hausfrau recht lästige Sache - aber gefährlich? Wir wissen, die Einbeulung ist stets sehr staubhaltig. Der Staub weht durch die Fenster herein und wird mit den Stiefeln herbeigetragen. Er trocknet durch die Wärme aus, er rückt auf den Heizkörpern und wirbelt durch die Luft; er reizt Hals- und Nasenschleimhäute des Menschen, und in den entzündeten Teilen finden die im Staub mitgeführten Bakterien leichtesten Angriffspunkt. Es reicht daher nicht aus, gut Staub zu wischen, sondern die Hausfrau muß Räume und Möbel wiederholt feucht bearbeiten, vor allem die Heizkörper!

Das gleiche gilt für den Straßenschmutz, den die Stiefel hereintragen. Staubsauger arbeiten gut und zuverlässig, aber auch diese Trockenarbeit genügt nicht vollkommen. Teppiche und Matten müssen feucht gelöst und gebürstet werden, sollen sie nicht ernste Gefahrenquellen, vor allem für kleine Kinder, die auf dem Boden herumkrabbeln, darstellen.

Die Undichtigkeit der Ofen und die durch unangemessene Beheizung entstehenden Gase sind ebenfalls ungemein gefährlich. Der Kohlenbrenner, dessen Hauptbestandteil Kohlenstoff ist, hat schon viele Schläfer betäubt und sie nicht mehr erwachen lassen. Der Abzug der Heizgase muß daher ständig überprüft werden. Man soll das zu den täglichen Pflichten rechnen, genau wie das Abstreifen des Schmutzes am Abend. Auch die ordentlichste Hausfrau kann einmal verheerend einen Küchenhahn nicht richtig zugebremst haben! Schlechtes Aussehen, Mäuse, Schwindelanfälle und Stoffwechselstörungen sind sehr häufig auf solche unbedachten und gefährlichen Vergiftungen zurückzuführen.

Beste Vorbeugungsmaßnahme sind - neben der Beachtung der technischen Vorschriften - gründliche Durchlüftung der ganzen Wohnung, viel Licht, Luft, Sonne! Unsere besten Bundesgenossen im Kampf gegen Krankheiten. Schlechte Luft im Raum beengt die Menschen, verursacht Schwindelgefühle und Ohnmachten, schafft Unlust und lähmt die Arbeitsfreudigkeit. Gründliche Durchlüftung aller Räume, zumal bevor ein größerer Kreis von Men-

schen sich für längere Zeit zusammensetzt, ist ein grundsätzliches Gebot der Hygiene im Heim.

Das schlechte Aussehen der Hausbewohner kann auch auf feuchte Räume zurückzuführen sein. Die Zimmer sind schwer warm zu bekommen, wirken leicht düstlich und zeigen hinter Bildern und Schränken einen feuchten Niederlag. Wer es nicht vorzieht, die Wohnung zu verlassen, in der der Entstehung von Erkältungs- und rheumatischen Erkrankungen Vorstoß geleistet wird, der soll mit Hilfe des Hauswirts alle Mittel zur Austrocknung der Wohnung und zur Vernichtung des Schimmels, der rasch entsteht, erproben.

Auch dem Ungeziefer muß im Hinblick auf die Hygiene Beachtung geschenkt werden. Fliegen übertragen Eiterbakterien und Typhusbakterien, Mücken können Malaria, Läuse Fleckfieber verursachen, Krätzmilben die Krätze. Von den Wanzen, die nachweislich Überträger von Tuberkelbazillen sind, ganz zu schweigen. Die beste Bekämpfungsart ist das gründliche und lange Vergasen aller Räume, auch der angeblich nicht mit Ungeziefer verunreinigten Zimmer durch den Kammerjäger, da man mit den künstlichen Mitteln an die wirklichen Schlupfwinkel des Ungeziefers nicht vorbringt.

Hygiene des Milieus in der Küche, sein wiederholtes Auskochen mit desinfizierenden Lösungen nach der Entseerung, feuchtes Wischen und Ausfeigen der Toilette mit den geruch- und bakterienzerstörenden Desinfektionsmitteln, Desinfektion der gesamten Wohnung nach Krankheiten - das sollen alles Selbstver-

ständlichkeiten sein, die jedoch leider noch vielfach übersehen werden. Viel Krankheit, viel Leiden, viel Kosten fließen sich vermeiden durch größere Hygiene im Heim!

Launen der Mode

Aus alten Bildern herausgestiegen



Was halten Sie von

„Atem-Mystik“?

Kleiner Tip für die tägliche Gymnastik.

Es gibt eine Lehre, die die menschliche Atmung aus ihren instinktiven Bahnen lösen und unter bewußtes Handeln stellen will. Ein Training der Atmungswege, eine Schulung der Atemführung hat nach dieser Lehre absolut bahnbrechende Leistungserfolge. Für den Laien kommt diese Atem-Mystik natürlich nur bedingt in Betracht. Aber ein wenig kann sich auch die arbeitende Frau davon zunutze machen.

Für die Ungläubigen eine Übung zum Beweis: morgens, aus dem Bett kommend, ohne jede Vorbereitung, wollen wir einmal den Versuch machen, im Zimmer oder im Freien, je nach Möglichkeit, an Sand der Uhr einen einfachen Dauerlauf in gutem Stil von etwa drei Minuten zu machen. Wenn es sich herausstellt, daß das eine Unmöglichkeit ist. Jetzt brechen wir, feuchend und angestrengt, den Lauf ab, entspannen den Körper durch Rumpfbeuge vorwärts und nach allen Seiten und durch Armschwingen. Dann straffen wir den Körper und beginnen einige konzentrierte Atemübungen. Tief einatmen durch Rückwärts- und Aufwärtsführen der Arme, ausatmen durch Rumpfbeuge vorwärts. Einatmen durch Seitwärtsführen der Arme mit geballten Fäusten in Schulterhöhe, nicht tiefer. Schließlich Ausfall zum Voren und Vorwärtsstoßen und Zurückziehen der Arme mit geballten Fäusten in Schulterhöhe. Zurückziehen soweit als möglich, dabei durch den Schwung den anderen Arm vorstoßen. Dabei gleichmäßiges Atmen wie eine Pumpe.

Wenn wir jetzt, nach einer Entspannungspause, den Lauf erneut versuchen, wird sich herausstellen, daß wir wesentlich geringere, möglicherweise gar keine Schwierigkeiten dabei haben.

Atemübungen sind also, wie dieses primitive Beispiel zeigt, tatsächlich außerordentlich leistungsfördernd und wecken und konzentrieren unsere Kräfte. Bei anstrengenden Übungen soll man niemals den Atem verkrampfen oder sich anspannen. Man darf unbefangt „schnaufen“ und kann daran gut kontrollieren, ob die Atemführung gleichmäßig ist. Ein vorzügliches Hilfsmittel zu diesem Zweck ist das Seilspringen, das überhaupt viel mehr Freuden gewinnen sollte. Es lockert und festigt den Körper zugleich, schafft eine gute Muskelbeherrschung und Konzentration auf Arm- und Beintätigkeit sowie eine vorzügliche Haltung. Außerdem ist es, qui und vielseitig ausgeführt, ein ungewöhnlich eleganter, tänzerischer Sport.

Weißt du liebe Hausfrau?

daß der Schnittlauchtopf eingibt, wenn man die Stiele nicht dicht am Erdboden abschneidet? Es ist falsch, anzunehmen, daß zur Hälfte abgeschnittene Stiele leichter nachwachsen.

Zeit, an Weihnachten zu denken

Man kann nicht zeitig genug anfangen - Richtig organisierte Vorbereitungen erhöhen die Festfreude

Ach, seufzt die Hausfrau, jetzt schon an Weihnachten denken? Es ist ja noch so lange hin! Und die Kosten und Sorgen und Mühen kommen noch frühzeitig genug!

Ein kleiner Irrtum: Mühen, Sorgen und Kosten lassen sich auf ein sehr erträgliches Maß beschränken, wenn wir gerade jetzt schon an Weihnachten denken! Wir müssen nämlich einen Plan aufstellen, der versucht, die Freuden, die wir unseren Lieben bereiten möchten, mit dem Kaufetat in Einklang zu bringen. Zu dem Zweck werden Wunschzettel von den Familienmitgliedern eingesammelt, und aus diesen Zetteln eine Liste derjenigen Wünsche zusammengestellt, die die Mutter und Hausfrau als Weihnachtsmann erfüllen möchte. Man schreibt hinter jedes Geschenk den annähernden Preis und rechnet alles zusammen, indem man einen entsprechenden Betrag noch hinzufügt für

die Kleinigkeiten, die in letzter Minute doch noch hinzukommen.

Dann berechnen wir die Kosten der eventuellen Gäste, den Betrag für den Weihnachtsbaum und seinen Schmuck, die Winterhilfswerks gespendet werden sollen und die kleinen Spenden, die persönlich an Nahestehende und Kostende mit allerhand Nützlichem, Selbstgefertigtem geben sollen. Nicht vergessen, einen ausreichenden Betrag für die Tage bis Silvester zurückzulegen, denn das Leben geht auch nach Weihnachten weiter! Ist man mit dieser finanzstrategischen Frage ins Reine gekommen und hat man die nötigen Abstriche und Einschränkungen gemacht, so ist schon ein großes Stück Arbeit an den Vorbereitungen für das Fest geleistet.

Man kann nun an Hand der sauber ausgeführten Liste bald an die Einkaufsfälle gehen. Man hat jetzt den Vorteil großer Auswahl und frischen Bedienungspersonals. Und die Handarbeiten? Wenn wir sie nicht jetzt anfangen wollten, müssen wieder zahllose Nächte vor dem Fest geopfert werden und die Familie hat recht wenig Freude an einer blässen, überarbeiteten Hausfrau und Mutter, der die Köstlichkeiten auf dem Weihnachtstisch gar nicht schmecken wollen.

Boniglückselig ist einzuführen, denn er soll ein paar Wochen stehen! Die Kinder müssen angeregt und angeleitet werden zu hübschen Bastarbeiten, Christbaumschmuck soll unter geschickten Händen entstehen und soviel als möglich gute, warme Dinge für das Winterhilfswerk hervorgezaubert werden!

Es ist wirklich nicht zu früh, an Weihnachten zu denken! Und da diese Gedanken sich nur damit beschäftigen, Freude ringsum zu bereiten, wird die Mahnung auch allenthalben freudig aufgenommen werden.

Was tun Sie, wenn...

Rost auf Badblechen festsetzt? Wir reinigen das Blech mit aufgestreutem Salz und ein paar Tropfen Öl.

die Aufhänger an Wänden immer wieder verwickelt und verknottet sind? Wir knüpfen an die Schnur einen Gardinerring, dann kommt es nicht mehr vor.

Robrklopper sich auflösen beginnen? Wir nähren über die zerbrochenen Stellen ein Stückchen Sandstuhleder sehr straff, dann tut der Klopfer noch lange Zeit gute Dienste.

Das praktische Heim



Taschen wirklich praktisch!

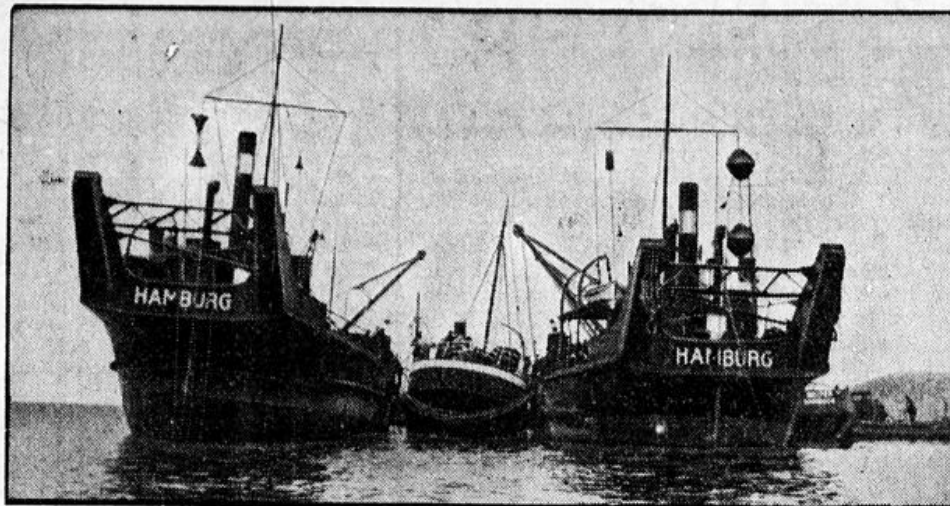
Ein Stück Stoffrest, recht-eckig und maschbar, findet sich immer einmal wieder und darf eine wirklich nützliche Verwendung gewinnen: eine praktische Tasche. Da haben wir erst einmal eine Einhaltstasche, die sich vollkommen klein zusammenfalten läßt mittels einer Überschlagklappe mit Knopf (Abb. rechts und Schema oben). Sehr hübsch sind auch die Bestecktaschen, die tägliches und gutes Besteck ordnen und sehr schonen. Der gerade Streifen Chintz wird mit Flanell oder anderem weichen Wollstoff gefüllt und in der bequemen Breite der Messer oder Löffel durchstept. Ein schmaler Überschlag bildet einen, ein breiter an der anderen Seite, ungesäumt, nur ausgezackte, zwei Bänder an der Schmalseite der Tasche - fertig ist der praktische Gegenstand! - Auch Buchhüllen können nützlich sein, vor allem, wenn sie so gearbeitet sind, wie unsere Vorlage zeigt, wenn man nämlich die seitlichen Einschiebeklappen durch Druckknöpfe versetzen und auf die jeweilige Größe des Buches einrichten kann! Solche Taschen und Hüllen dürften auch sehr freudig begrüßte Weihnachts-handarbeiten sein!

Bilder aus aller Welt

(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro.)



Eröffnung des Ski-Winters auf dem Zugspitzplatt.
Die Jugend am Start zum Sprunglauf. Trotzdem bisher die Trainingsmöglichkeiten fehlten, wurden achtbare Leistungen erzielt.



Schiffhebung bei Hamburg.

Der vor einigen Tagen in der Fahrtrinne der Elbe vor Blankenese nach einem Zusammenstoß mit einem lettischen Dampfer gesunkene deutsche Vergungsdampfer „Kraft“ und „Wille“. Die Bergungsarbeiten waren von Erfolg gekrönt.

Bild rechts:

Ehrung für Sven Hedin.
Der berühmte Forscher und Freund Deutschlands, Sven Hedin, der sich zur Zeit in Berlin aufhält, mit seiner Schwester Alma und Direktor Dr. Archenhold während des Besuchs in der Trep-tower Sternwarte. Sven Hedin und seine Schwester wurden zu Ehrenmitgliedern der Gesellschaft der Freunde der Sternwarte ernannt.

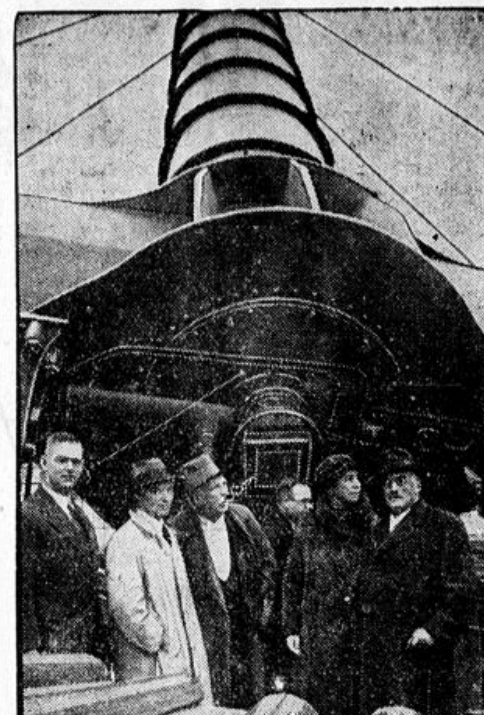


Bild rechts:

Dümpfen im Schnee.
In Ostpreußen setzte der Winter mit so starkem Schneefall ein, daß in Königsberg bereits die Schneepflüge in Betrieb genommen werden mußten.



Bild links:

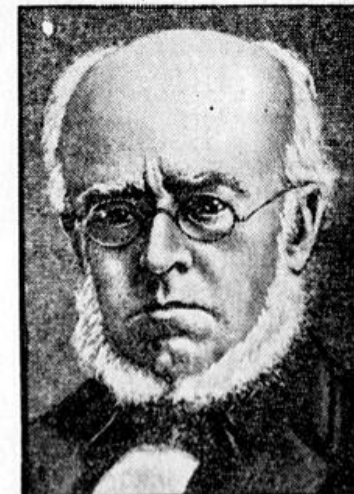
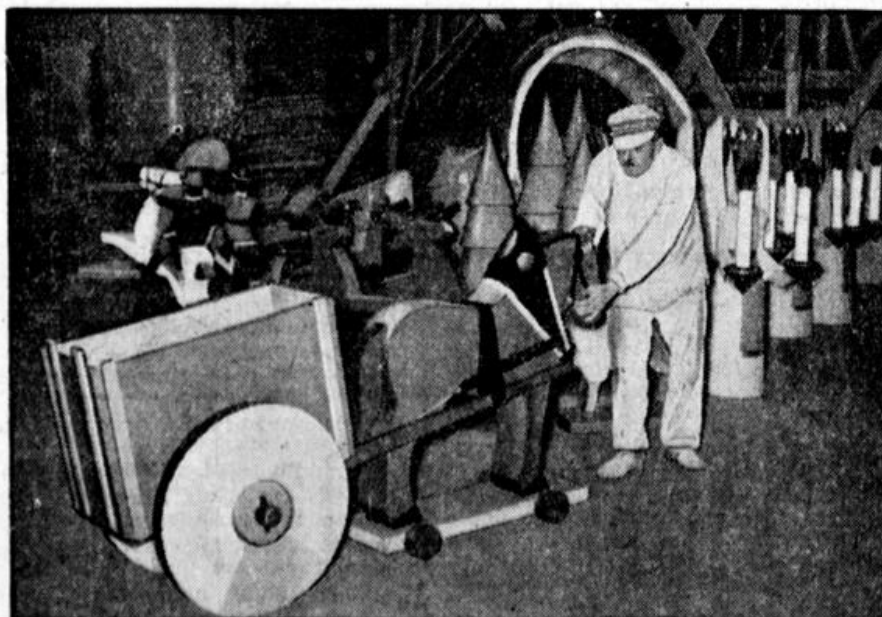
Bereit zum Empfang der Olympia-Gäste.
In wenigen Tagen wird in Garmisch-Partenkirchen der Olympia-Bahnhof fertig. Während der Olympischen Winterspiele werden an ihn besonders große Anforderungen gestellt, da an bestimmten Tagen mit einer Abfertigung von 60 000 bis 70 000 Besuchern gerechnet werden muß. Neben der Neugestaltung des Bahnhofes waren auch auf der Strecke München-Garmisch-Partenkirchen umfangreiche bauliche Veränderungen notwendig, die vor allem die reibungslose Durchführung des gesamten Verkehrs gewährleisten sollen.



Der Empfang Georgs II. in Athen.
König Georg von Griechenland mit Ministerpräsident General Kondylis nach der Ankunft des Königs in Athen.

Bild rechts:

Zum 90. Geburtstag Wilhelm von Bode.
Der berühmte Kunsthistoriker, langjährige Direktor und Organisator der staatlichen Museen in Berlin, Wilhelm von Bode, wurde am 10. Dezember 1845 in Calvörde bei Braunschweig geboren. Bode starb im Alter von 83 Jahren in Berlin.



Dem Gedächtnis Adolf von Menzels.
Der Maler und Illustrator Adolf von Menzel, besonders bekannt durch seine Darstellungen aus der preussischen Geschichte, wurde am 8. Dezember vor 120 Jahren in Breslau geboren. Menzel starb am 9. Februar 1905 in Berlin.

Bild links:

Das Weihnachtsdorf entsteht.
Sonneberger Spielwaren sind in der Ausstellungshalle auf dem Berliner Messegelände am Funkturm eingetroffen. Dort wird ein ganzes Dorf aufgebaut und mit mehr als einem Tausend Häusern, in denen Volksgenossen aus allen Teilen Deutschlands ihre weihnachtlichen Arbeiten ausstellen, am 30. November als große Weihnachtschau eröffnet.



Bild rechts:

Das Motorrad, das ein Auto sein möchte.

Nach langen Versuchen ist in England ein nach dem Wagenprinzip entwickeltes Motorrad konstruiert worden. Es hat ein Untergestell nach Art eines Wagen-Chassis aus gepreßtem Stahl. Der ganze hintere Aufbau ist für Reparaturen abnehmbar.

